

Bildung, Kultur und 75 Jahre - Grundzüge und Bruchstücke (m)einer

Intellektuellen-Biografie

Demnächst werde ich 75 Jahre alt. Das für mich in deutliche Daten umzusetzen fällt mir schwer - ich fühle mich bei weitem noch nicht so alt. Das ist nichts Ungewöhnliches, die Tatsache bleibt aber bestehen: Der Horizont schließt sich. Wenn ich in 20 Jahren noch leben sollte, hätte ich Glück gehabt. Darüber denke ich ein paar Mal in der Woche nach - ziemlich ergebnislos, abgesehen von ein paar winzigen Korrekturen in meinem Alltagsverhalten, die sich auf die Dauer wenigstens ein bisschen akkumulieren.

Der wichtigste Gegenpol zu diesem treibsandartigen Verströmen der Monate ist das Exoskelett der Bildung und der Beziehung zur (europäischen, in kleinen Teilen auch kosmopolitischen) Kultur, in der ich lebe und zu der ich einige kaum wahrnehmbare Mosaiksteinchen beitrage.

Der Weg dahin ist mein Lebensprogramm; ich erschrecke immer etwas vor dieser Feststellung, wenn ich denke, dass sie einer Grabrede gleicht: Ein Redner (oder auch eine Rednerin) würde in vielleicht zwanzig Minuten den ganzen Verlauf meiner Biografie skizzieren - und „das war´s dann“... Ich weiß, wovon ich schreibe; bei der Beerdigung meiner Mutter beispielsweise habe ich so eine Rede selbst gehalten (und auch einige „Nachrufe“ geschrieben).

Was stemmt sich bei mir eigentlich dagegen? - Natürlich die gelebten 75 Jahre, die insgesamt ein ziemlich bunter Bilderbogen sind. Bei der Suche nach Konstanten, die über diese Jahre hin erkennbar sind, stoße ich auf einen unlösbaren Widerspruch: Ich habe nach materieller Dauer gesucht (und dafür gearbeitet), und geblieben ist mir das „Luftreich“ von Bildung und Kultur, das die Deutschen nur beeindruckt, wenn sie „mit der Nase“ (komischer Ausdruck: Wir sind doch keine Hunde oder Katzen) darauf gestoßen werden, dass sie durchaus etwas davon haben. Einerseits ist die ganz überwiegende Mehrheit ziemlich bildungsfern - andererseits bringt´s dem einzelnen Menschen auch tatsächlich so gut wie nichts ein: Er kann sich für derlei brotlose Künste „nichts kaufen“.

Nachdem ich also so viel in meine Bildung und Kultur investiert habe, dass sie mein Leben bestimmen, möchte ich diese riesige Halde von „Geröll“ doch etwas näher mustern - weshalb denn mein Umgang damit als das erscheint, was er für mich ist: Entscheidend. -

Mit „intellektueller Autobiografie“ meine ich keine Beschreibung meiner „theoretischen Wanderungen“; so war mein „erlebtes Leben“ nicht. Wenn ich intellektuell „ganz wach“ war¹, ging es mir auch emotional sehr gut - und ich hatte fast immer Lust dazu, mich mit an-

¹ Immer wieder freue ich mich über die Kinder, wenn sie nicht nur über etwas neu Entdecktes staunen, sondern auch versuchen, das zu begreifen und sich durch Fragen zu erschließen. Ich wollte, ich hätte immer diese außerordentliche Frische und Kraft der kindlichen Neugier und ihre Hartnäckigkeit, nachzufragen. Sie tun das ja

deren auszutauschen. Die so gewonnenen Einsichten waren immer herausgehobene Erlebnisse, und das blieben sie auch dann, wenn sich später bei nüchterner Betrachtung herausstellte, dass das scheinbar Herausragende eher banal war/ist: Jetzt hast Du's also endlich auch gemerkt/begriffen... Mein intellektuelles Leben zeigt keine anmutige Melodie, sondern ist wie kaputte Finger auf dem Skiffleboard: Einerseits muss ich viel Verunreinigtes herauswaschen, andererseits sind die Töne, die ich produzieren kann, oft genug eher rau und nicht unbedingt gefällig.

In diesem dritten Text kehre ich weitgehend zur Chronologie zurück - ich möchte nicht den Eindruck erwecken, ich hätte mir - womöglich zielbewusst - ein Bildungs- und Kultur-Gebiet nach dem anderen erschlossen. Dafür verlief vieles viel zu diskontinuierlich, widersprüchlich und in Schleifen; außerdem will ich nicht behaupten, ich hätte immer gleich alles begriffen. Ganz im Gegenteil: Vieles, sehr Vieles ist immer noch offen, und ich kann und will unter diesen Kassenzettel des intellektuellen Lebens noch keinen Strich ziehen und zusammenzählen (und manches auch wieder abziehen).

Kindheit (1945 - 1952)²

An meine Kindheit in Chemnitz kann ich mich nur bruchstückhaft erinnern, und das, wie es die intellektuelle Entwicklung mit sich bringt, in einiger Klarheit und Ordnung erst nach dem dritten Lebensjahr. Die Zeit bis dahin ist, wie Arno Schmidt bemerkt, ein „Tablett voller glitzernder Snapshots“ - in meinem Fall sind es in erster Linie Bilder, dann damit verbundene Gefühle - und erst dann Gedankenverläufe, die ich im Rückblick noch fassen kann.

nicht verbissen, sondern interessiert - auch wenn dieses Interesse manchmal nicht allzu lange anhält, weil sich schon etwas Neues zeigt.

² Diese Jahreseinteilung ist nicht so absolut gesetzt, wie sie daherkommt - das gilt für alle Phasen. Ich mache sie oft an Ortsveränderungen fest, weil sich - durch sie bedingt - vieles neu geordnet und arrangiert hat. Allerdings gab es in manchen Entwicklungsabschnitten auch mehr als eine Ortsveränderung (so z. B. meine verschiedenen Wohnungen in Berlin).



Ein Beispiel für diese Snapshots: Meine Großmutter (etwa im Jahr 1949) in ihrem kleinen Gartenfeld direkt vor dem Wohnhaus mit ihren Hühnern - die „Stubenküken“ dazu habe ich tatsächlich einmal in der Küche herumlaufen sehen. Darüber hinaus gab es einige Karnickel, eine Ziege und zwei, drei Obstbäume - das waren die Betätigungsbereiche für meinen Großvater, mit dem ich, wie erwähnt, sowohl Löwenzahn für die Karnickel wie auch Pferdeäpfel für die Schrebergärten sammelte (die Familie hatte zumindest drei davon)

Ein Beispiel für diese Abläufe: Ich sehe mich im - sonst nur sehr selten benutzten - Wohnzimmer meiner Großeltern, wo die (wenigen) Bücher stehen. Ich darf ein dickes Buch ganz lange ansehen: Ein Lexikon, wie ich heute weiß. Es hatte ganz viele, meist nur briefmarkengroße Abbildungen, die meine Phantasie sehr beschäftigten. Da ich nicht lesen konnte, blieb mir meist nur das Staunen. Als Kind konnte ich weder mit Chronologie noch mit dem Alphabet etwas anfangen - also handelte es sich für mich um einen riesigen Berg von Neuem, Verwunderlichem und Aufregendem: Eine Art Sandhaufen, mit dem mein Gehirn spielte, absichtslos und vergnügt und mit stetig wachsender, aber noch zielloser Neugier. -

Ein anderes Beispiel: Wenn ich nur lange genug hinschaute, wurden auch banale, alltägliche Bilder zu bemerkenswerten Chiffren, die ich (meist) nicht entschlüsseln konnte. Das hatte mit zweierlei zu tun: Einerseits wurde ich manchmal ruhiggestellt (bis hin zu Stubenarrest³), andererseits hatte ich, solange ich zurückdenken kann, Schwierigkeiten mit meinen Augen

³ Allerdings ziemlich selten; ich erinnere mich z. B. daran, dass ich einmal - schon in Allendorf - beim Apfelklauen erwischt wurde und einen falschen Namen („Jürgen Hirsch“ - ich habe keine Ahnung, wie ich darauf verfallen bin) angegeben hatte - die Sache flog aber auf. Es blieb beim Stubenarrest, den ich bereitwillig akzeptierte, weil ich Angst vor dem Bauern hatte, der vermutlich auf die zugezogenen Flüchtlinge wütend war.

und musste mir manches sehr aus der Nähe ansehen, um es richtig aufnehmen zu können. Das Beispiel: Ich sehe mich auf einem großen Rasenfeld, wohl für Kühe und Pferde abgegrenzt, bereits in Allendorf (Hessen), auf einen groben Weide-Abgrenzungszaun gestützt, und betrachte in dem grau gewordenen Holz der runden Balken die Spalten, die sich hindurchziehen - darunter zwischen den Füßen die gelben Löwenzahn-Blüten und die dazugehörigen kräftigen grünen Blätter⁴; ich weiß nicht mehr, warum mich das so beeindruckt hat, dass ich mich bis heute daran erinnere (ähnlich wie an das grelle Weiß der Porzellanisolatoren an den Telefonmasten, die sich scharf vom Gewitterhimmel abheben, von dem ich glaubte, dass er eher bedrohlich sei in seinem Grauschwefelgrün, als wenn er nur dunkelgrau gewesen wäre). Mich hat das sehr interessiert - ich kann mich aber nicht daran erinnern, dass das sonst jemanden ebenso interessiert hätte.



2010 bekam ich dieses Bild geschenkt, das die Assoziation gut aufgreift - auch wenn es aus Schwerin von einer der sehr grob gepflasterten Straßen stammt, die wir auch vor unserem Haus haben (die Bildunterschrift haben die Fotografen darunter gesetzt).

Ein drittes Beispiel: Wenn ich morgens Zeit hatte und noch im Bett liegen bleiben konnte, hob ich meine Knie an und ließ die weiße Bettdecke locker herunterfallen. Sie bildete dann mit ihren Falten eine Berg-Schnee-Landschaft, in der meine Phantasie herauf und herunter

⁴ Meine Freude am Löwenzahn hatte zwei Bezüge: Einmal das Löwenzahnsammeln mit meinem Großvater für das Füttern der Karnickel, die zum „Herrschaftsbereich“ meiner Oma gehörten; dann später die Entdeckung, dass Arno Schmidt diese scheinbar „gewöhnliche“ Pflanze auch sehr schätzte; ich meine mich zu erinnern, dass er in „Kaff“ ihren lateinischen Namen *Taraxacum officinale* fast respektvoll erwähnt - ich stehe also nicht allein mit meiner Freude an ihm. Dass die Löwenzahn-Wurzel auch für die Herstellung von „Muckefuck“ genutzt werden kann, weiß ich erst seit kurzem.

spazieren ging und sich Abenteuer ausdachte, die nicht ich, sondern vielleicht ein Bergsteiger zu bestehen hatte. Auch davon wollte niemand sonst jemals etwas wissen. -

Noch zwei weitere Beispiele, die für ein Gefühl stehen, das ich bis heute kenne: Zweimal blieb ich als kleines Kind reglos stehen, weil ich nach meinem eigenen Empfinden etwas „falsch“ gemacht hatte. Mein Vater steckte mich einmal in die Regenwassertonne in seinem Schrebergarten, weil ich in die Hose gemacht hatte und er damit in diesem Augenblick wohl nicht zurecht kam. Ich blieb in der Tonne voller Wasser stehen, sagte auch nichts und weinte wohl auch nicht („stilles Kind“) - bis meine Mutter kam und mich herausholte. -



Die Körperhaltung ist für mehrere Fotos aus meiner Kindheit typisch: Ungelenk, verlegen, ein bisschen darauf bedacht, niemanden zu verärgern - und zumeist ziemlich schweigsam, wie man mir erzählt hat

Die andere Geschichte ist sehr ähnlich: Neben dem Haus, in dem meine Großeltern wohnten, verlief in Chemnitz die (heutige) Ossietzky-Straße: Eine auch für mich heute als Erwachsenen recht breite, gepflasterte Straße. Als Kleinkind hatte ich mich auf die andere Seite getraut (Verkehr gab es damals kaum) - und wieder hatte ich in die Hose gemacht. Also blieb ich ratlos erst mal stehen. Meine Großmutter sah mich zwar da, dachte sich aber zunächst nichts dabei, und erst geraume Zeit später fiel ihr auf, dass ich immer noch an der gleichen Stelle stand - sie kam aus der Wohnung und zu mir, bemerkte, was los war, und behob dann wohl das Problem⁵. Von beiden Ereignissen weiß ich, weil später davon erzählt wurde.

⁵ Bettnässer war ich allerdings nie, auch kein Daumenlutscher.



Die Bilder sind in den 70er Jahren entstanden. Sie zeigen in dem wohl in den 20er Jahren entstandenen Arbeitergenossenschafts-Wohnviertel in Gablenz, hier an der Straßenkreuzung Ossietzky-Str./Geibelstraße (in der DDR eine Zeitlang Hans-Beimler-Straße) auf der linken Seite den Wohnblock, in dem gleich an der Kreuzung die Großeltern lebten (dort, auf der linken Seite, etwas links neben dem erkennbaren Busch, ereignete sich mein Missgeschick); in der rechts abgebildeten Straße „Hochrain“ in dem einzelstehenden Haus links parterre wohnte mein Cousin mit seiner Familie - die Straße verlief parallel zur Ossietzkystraße. In den Wohnblöcken dort lebten damals vier bis fünf Familien aus unserem Verwandtschaftskreis. - Das untere Bild zeigt einen Ausschnitt aus dem damals von der DDR neu errichteten Hans-Beimler-Viertel, das ich als ziemlich seelenlos empfand (auf dem linken Bild taucht es im Hintergrund auf).

Im Gedächtnis ist mir vor allem das damit verbundene Gefühl der Hilflosigkeit geblieben und die Wirkung: Reglos still zu bleiben. In einigen Varianten ist mir dieses Reaktionsmuster, mehr aber noch das Gefühl bis heute geblieben⁶. Der Weg zur „Selbstermächtigung“ war damals gar nicht in Sicht, und auch heute kostet es mich in ähnlichen Situationen Anstrengung, ihn zu gehen, weil mich das Gefühl blockiert: Du bist an all dem selbst schuld. Ich empfinde diese Blockade als ziemlich verhängnisvoll, weil sie so offensichtlich kommunikationsfeindlich und gleichzeitig auch selbstmitleidig ist. -

⁶ Ein seltsames Beispiel dafür ist meine Reaktion, wenn ich Verkehrsstau stehe: Da ich weiß, dass nicht ich im Stau stehe, sondern selbst der Stau bin, ohne dass ich in der konkreten Situation etwas tun könnte, verfall ich in eine Art Verhaltensstarre: Ich gucke blicklos vor mich hin, mein Gedankenfluss wird zäh bis starr, und ich habe alle Mühe, mich damit zu retten, dass ich sage: Okay, jetzt hast Du Zeit, nachzudenken - also mach was draus! Meistens gelingt mir das nicht; ich kann mich nur an ein positives Beispiel erinnern: In einem Feiertagsstau auf der Autobahnfahrt von Hannover nach Berlin hatte ich Kassetten mit italienischen Songtexten dabei - und auch die Plattenhüllen dafür. Also lernte ich die Texte auswendig und damit auch viele idiomatische Wendungen der Sprache, die mir sonst entgangen wären. Mir gab zu denken, dass es im Italienischen heißt: „Sono innamorato *di te*“ - und nicht wie im Deutschen: „Ich bin *in Dich* verliebt“: Eine seltsame Subjekt-Objekt-Umkehr.... - und vermutlich haben beide Sichtweisen ihre Berechtigung.

Ein letztes Beispiel für Staunen: Als meine Mutter, meine Schwester und ich im Herbst 1951 nach dem Weggang aus Chemnitz mit einem Air France-Flug aus Westberlin nach Frankfurt/M. ausgeflogen werden sollten, hatte ich aus irgendwelchen Gründen in einer Papiertüte noch DDR-Münzen dabei. Wir waren fast zu spät gekommen und hatten es sehr eilig, beim Rennen riss die Tüte, die Münzen fielen auf das Rollfeld in Tempelhof unter dem weit herausragenden Dach, ich wollte sie aufheben - und meine Mutter sagte: „Lass liegen, das ist nichts mehr wert!!“ - und ich war darüber ebenso verblüfft wie ein paar Stunden später über die blaue Landebahn-Befeuerung in Frankfurt, weil blaue Lichter für mich bis dahin der Feuerwehr, der Polizei und den Krankenwagen vorbehalten geblieben waren (erklärt hat mir das alles damals niemand).

Was mir geblieben ist: Offenbar Genre-Bilder, kleine „Film-Sequenzen“ und starke, verwirrende, oft verunsichernde Gefühle - alle im vorsprachlichen Raum, genauer: Wie hätte ich sie denn notieren sollen? Lesen und Schreiben hatte ich noch lange nicht für mich entdeckt. Der sprachliche Raum: Das waren Gespräche und Erzählungen, vor allem von den Eltern und Bekannten. Mit anderen Kindern hatte ich aus den verschiedensten Gründen wenig zu tun; manche waren auch - wie später in der Pfalz oder in Konstanz - eher feindselig. Anders war das kurzzeitig in meiner Volksschulzeit in Allendorf; die brach aber bald ab, weil ich in zwei verschiedene Ortsteil-Schulen ging und später dann 1956 Fahrschüler wurde (der einzige aus dem Ort). Die Situation „normalisierte“ sich erst nach einigen Jahren in Konstanz auf dem Gymnasium; ich habe nach meinem heutigen Empfinden ziemlich teuer dafür bezahlt. Später zum sehr umfangreichen Komplex der Bilder und Gefühle mehr (im vierten Text, der sich langsam abzeichnet).

Was bleibt im Rückblick aus dem Jahr 2020 für die Bildungsgeschichte und die Kultur? Ich empfinde die Bilder als sehr reichhaltig und meistens auch eher positiv getönt. Auffällig ist, dass ich sie für mich allein hatte. Soweit meine Eltern etwas Ähnliches empfanden, haben sie es wohl auch auf Fotografien festgehalten (wofür ich ihnen heute dankbar bin - es sind indirekte Verweise auf Wichtiges, das sie kaum artikulierten; vielleicht hielten sie die Momente fest, weil auch sie eine Art Sehnsucht nach „Normalität“ hatten - eine Sehnsucht, die ich damals nicht verstehen konnte).

„Kultur“ als solche kam damals nicht vor. Der erste und einzige Berührungspunkt für mich war, als meine Eltern mich ins Stadttheater Konstanz mitnahmen; es war keine angenehme Angelegenheit; ich langweilte mich ziemlich. In dem Dorf Allendorf gab es nur ein Kino (dort durfte ich einmal hin und fand es ziemlich aufregend) - und natürlich kein Theater. Bis 1957 habe ich so etwas auch nicht von innen gesehen, obwohl es in Marburg natürlich eines gab; ich hatte aber nicht den Eindruck, dass das etwas für unsere Familie oder für mich sein sollte. Bücher gab es auch so gut wie keine - dafür kam aber das Fernsehen, und ungefähr 1955/56 hatten wir auch einen Fernsehapparat zuhause (sonst natürlich ein Radio; auf mich hat es aber keinen Eindruck gemacht wie früher dieses Beinahe-Möbel in der Küche meiner Großeltern mit dem „magischen“ grünen „Auge“). Ein Telefon gab es ebenso wenig - erst ab etwa 1958 in Konstanz. Es war also eine „normale, amusische Kindheit“, wie sie etwa auch

Gottfried Benn für sich beschreibt - und der wuchs immerhin in einem Pfarrhaushalt auf. - Die Tatsache, dass da auch meine Schwester war, hatte für mich keine besondere Bedeutung: Das war in allen Familien so, die ich kannte; wir stritten uns oft, aber als „Konkurrenz“ habe ich sie nicht empfunden (als ich auf das Gymnasium kam, war sie noch nicht einmal schulreif).

Zwischenstück 1: Lesen und Schreiben - um 1952

Wie schon berichtet, konnte ich schon lesen, bevor ich in die Schule kam. Leider kann ich keinen Beitrag dazu leisten, ob „meine Lern-Methode“ gut oder sogar empfehlenswert war/ist; damals hat meine Familie kein Aufhebens davon gemacht. Es ging wohl ziemlich schnell - eines Tages war es einfach da, als ich begriff, dass das gesprochene Wort „Oberhessische Presse“ geschrieben einfach so aussah, wie es auf der Zeitung ganz groß gedruckt stand⁷. -

Dass ich es sah, hieß noch lange nicht, dass ich es schreiben konnte. Das lernte ich tatsächlich auch erst in der Schule - vor allem als Schreibschrift. Wir hatten alle Schiefertafeln und Griffel - ich fand sie ziemlich schrecklich und unbequem. Mein Vater verhalf mir dann zu einer weißen Plastik-Tafel, die man mit Bleistift beschreiben konnte - die gefiel mir viel besser. Schreibhefte gab es, wenn ich mich recht erinnere, wohl erst in der zweiten Klasse.

Das Schreiben selbst fand ich anstrengend. Dazu kam: Meine Handschrift war ziemlich schrecklich und ärgerte nicht nur mich, sondern vor allem meinen Vater, der als Buchhalter sehr auf eine gute Handschrift achtete. Erst in der Gymnasialzeit in Konstanz gab ich mir Mühe, etwas besser zu schreiben; erstaunlicherweise war das etwa in der Zeit, in der wir Griechisch zu lernen angingen. Ich fand die neuen Schriftzeichen eine Zeitlang sehr interessant⁸ und wollte sie unbedingt „schön“ schreiben, bis ich feststellte, dass die Griechen so eine „Schönschrift“ gar nicht kannten (das machten wohl erst die Mönche so, die in den Klöstern Jahrhunderte später die alten Texte kopierten).

Wenn ich genug Zeit hatte, schrieb ich daher in Blockschrift (z. B. die meisten Aufsätze in den Deutsch-Arbeiten, so z. B. auch im Abituraufsatz).

Nachdem in Konstanz mein Vater im Zorn über meine „Klaue“ zwei, drei Schreibhefte zerrissen hatte und mich zwang, alles noch einmal zu schreiben, trainierte ich ernsthaft und ge-

⁷ Im Rückblick finde ich erstaunlich, dass ich keinen großen Unterschied zwischen Fraktur und Antiqua machte; später wiederholte sich das, als ich die vielen Karl-May-Bände (aus der Bibliothek) las, die damals samt und sonders in Fraktur gedruckt waren.

⁸ Man sagte uns natürlich auch, dass das Kyrillische als Schrift direkt aus dem Griechischen abgeleitet war; ich hatte auch wenig Schwierigkeiten damit, es lesen zu lernen. Das betraf aber nur die Druckschrift; die Schreibschrift macht mir bis heute Probleme beim Entziffern.

wöhnte mir eine ganz passable Handschrift an; ich merke, dass ich zu müde für's Schreiben werde, wenn meine Handschrift wieder „entgleist“. -

Das Interesse für andere Schriften ist geblieben. Als ich anfing, Japanologie zu studieren, war ein wichtiger Bestandteil des Grundstudiums das Erlernen der Schrift: Sechs Wochenstunden. Ich war sehr angetan von den beiden Silbenschriften, dann diesen „Kanjis“ (den aus dem Chinesischen entnommenen, komplex zusammengesetzten Schriftzeichen) und der japanischen Kalligrafie, habe sie aber nie richtig übernehmen können, weil ich das Studium im dritten Semester abbrechen musste⁹.

Inzwischen muss ich wieder längere Zeit üben, um eine ordentliche Handschrift hinzubekommen - ich tippe viel schneller, als ich per Hand schreiben kann, und habe nur noch selten die Geduld dafür. Geblieben ist der Ehrgeiz, in Vorlesungen und Seminaren an Tafeln und auf Flipchart-Blättern gut leserlich zu schreiben (meistens gelingt es). - Leider hatte ich auch nie Geduld genug, das Stenografieren zu lernen; inzwischen vermisse ich es nicht mehr, weil ich mit den Tastaturen der PCs ganz gut zurecht komme, wenn ich gleich aufschreiben will, was mir durch den Kopf geht.

Ich finde auch, dass die PCs deswegen ein Segen sind, weil sie es erlauben, problemlos Fehler auszubessern. Bei den Schreibmaschinen war das ein ewiges Problem (vor allem bei den Anmerkungen); ich habe ganz gut tippen gelernt¹⁰ (und selbst noch meine Dissertation 1976/77 fast ganz getippt). Ich finde allerdings, dass das Schreiben mit dem PC in die Gefahr führt, einen eher „schlampigen Schreibstil“ zu entwickeln, weil alles viel zu schnell geht: Bei der Handschrift kann ich während des Schreibens schon „umformulieren“, wenn ich merke, dass der gewählte Ausdruck nicht besonders gut ist.

Trotzdem ist und bleibt es für mich so: Das Schreiben stutzt generell das, was ich denke, ziemlich stark zurecht und verkürzt alles. Ich muss mich sehr disziplinieren und bei ernsthafteren Unternehmungen vorab so etwas wie eine Gliederung machen, um nicht herumzuirrlighern (und dann womöglich den Faden zu verlieren).

Zwischenstück 2: Zahlen und Rechnen - lebenslänglich

In „Mathematik“ bin ich, wie schon berichtet, bestenfalls etwa auf dem Niveau der zweiten Gymnasialklasse stehen geblieben; es ist ein einziges Desaster und eine veritable Schande:

⁹ Es lag zunächst daran, dass die Zeitanforderungen zu hoch waren: 16 Semesterwochenstunden, manchmal mehr; dann kam auf uns zu, wenigstens Anfangsgründe des Chinesischen (über die Schriftzeichen hinaus) zu lernen; schließlich wurde der einzige Lehrstuhl vakant und man empfahl, nach Bochum auszuweichen - wenigstens zeitweise. Vor diesen Umständen habe ich kapituliert, weil ich in diesen aufregenden Zeiten unbedingt in Berlin bleiben wollte.

¹⁰ Das lag unter anderem daran, dass mein Vater mir zum 12. Geburtstag statt einer elektrischen Eisenbahn eine Schreibmaschine schenkte; ich fand das zunächst gar nicht gut, benutzte sie dann aber zunehmend. Getippt habe ich allerdings immer mit einem 4 - 6 - Finger- „System“ - bis heute.

Ich kann zwar ganz gut Kopfrechnen¹¹ und komme auch mit dem Prozentrechnen meist gut hin; bei Dreisatzaufgaben muss ich aber schon ziemlich aufpassen und nachdenken; das Lösen von Gleichungen mit mehr als einer Unbekannten ist oftmals Glückssache.

Heute wünsche ich mir manchmal noch einen guten Lehrer, der mich richtig weiterbringt. Ich habe mir zwar später Lehrbücher zum Selberlernen gekauft, machte aber die gleiche Erfahrung wie in der Schule: Die Sprünge in der Entwicklung der Lernschritte warfen und werfen mich aus dem Rennen. Manchmal bedaure ich das; im Alltag ist es jedoch meist kein Problem.

Ich möchte damit weder die Relevanz noch den Nutzen der Mathematik in Frage stellen (was auch sehr borniert wäre) - aber zwei Fragen müssen sich die Mathematik-Begeisterten noch immer gefallen lassen: Warum sind ihre didaktischen Bemühungen so grauenvoll lausig¹², und warum kommt man im Alltag meist gut durch, ohne immer ihren Ansprüchen hinterher zu hecheln? Ich habe vielmehr den Eindruck, dass sich die mathematischen Basiskenntnisse aufgrund der Rechenautomaten immer weiter verflüchtigen: Wenn ich dem Menschen an der Supermarktkasse das Geld so gebe, dass er/sie mir beispielsweise nur einen Euro und 5 Cent herausgeben muss - dann schaut er/sie mich erstaunt an und nickt erst dann zufrieden, wenn ihr/ihm die Kasse „sagt“, was er/sie tun muss¹³.

So bleibe ich ausgeschlossen von dem, was die Mathematiker*innen an ihrer Wissenschaft so rühmen: Die Schönheit ihrer Problemlösungen und Formeln¹⁴. Mir bleibt nur, beeindruckt zu sein von ihrem Erfindungsreichtum - der eine und einzige Bereich, in dem ich das aus der Ferne würdigen kann, ist die Astronomie, bei der mir sehr einleuchtet, dass man rechnen muss, wenn man zunächst lange genug nachgedacht hat (und vermutlich vorher auch schon, um überhaupt etwas entdecken zu können).

¹¹ Mein Vater fragte mich als Buchhalter das kleine Einmaleins so lange ab, bis ich es wirklich „intus“ hatte; beim „Großen“ (also 11 - 20) klappte das nicht; ich muss die einzelnen Schritte zerlegen und mich ziemlich konzentrieren, dass ich mich nicht durch Nachlässigkeit verrechne). Das gilt auch für das Prozentrechnen.

¹² Ich traue mir das harsche Urteil zu, weil ich weiß, was ich tun muss, wenn ich im Seminar sowohl an der Hochschule wie auch in der Erwachsenenbildung etwas so erklären soll und will, dass es alle verstehen können. Wenn ich so brachial vorgehen würde, wie es die Mathematiker*innen allzu oft tun, würde ich als Dozent meine Zuhörer*innen sehr bald verlieren.

¹³ Was mir immer wieder auffiel: Frauen gaben und geben sich an der Kasse ganz selten die Mühe, ihre Portemonnaies aufzumachen und passendes Geld zu geben; sie holten immer Scheine heraus, obwohl sie genug Kleingeld hatten (das sie achtlos behandelten). Das wird sich aber wohl ganz als „Problem“ auflösen, wenn sich das bargeldlose Zahlen demnächst - vor allem nach der Corona-Pandemie - durchgesetzt hat.

¹⁴ Aktuelles, jüngstes Beispiel: „Die Zeit“ zitiert in ihrer jüngsten Online-Ausgabe (10. 06. 2020) den Mathematiker Don Zagier (Direktor des Max-Planck-Instituts in Bonn bis 2019, Spezialist für Zahlentheorie) im Aufsatz „Ist Mathematik Kunst oder Wissenschaft?“ mit einer Antwort auf die Frage „Glauben Sie, dass auch Nichtmathematiker (...) die Schönheit der reinen mathematischen Abstraktion erkennen und genießen?“: „Ich glaube, dass jeder Mensch, ob jung oder alt und ob mit dem Umgang mit Zahlen vertraut oder nicht, diese Schönheit erkennen und genießen kann, wenn sie ihm richtig präsentiert wird. Er müsste dafür einige der wirklich schönen Beispiele mathematischen Denkens kennenlernen (...). Leider lernt man solche Beispiele allzu selten in der Schule kennen und später erst recht nicht. *Ich denke, ein bisschen Liebe zur Mathematik steckt **potentiell** in jedem*“ (Hervorhebung MP).

Zwischenstück 3: Musik - eine Tragödie

Dankenswerterweise hat sich die Schule in meiner Zeit viel Mühe gegeben, uns Schüler*innen in ein Verhältnis zur Musik zu verhelfen. Wir mussten zwar keine Kampf- oder Huldigungs-Lieder mehr singen¹⁵, aber „muisches Lernen“ fand statt und entwickelte sich für mich in sehr kurzer Zeit zu einem Horror-Unterrichtsfach, vor dem ich noch mehr Angst hatte als vor „Mathe“, weil ich dabei immer als Blamierter auf der Strecke blieb.

Zunächst: Ich konnte nicht singen bzw. mitsingen, weil ich keine Töne halten konnte und grässlich falsch sang. Das wollte ich eigentlich nicht, weil ich bei den (nicht allzu häufigen) Kirchenbesuchen merkte, dass mein Vater geradezu scheußlich falsch sang - ganz im Gegensatz zu meiner Mutter. Ich schämte mich für ihn und wollte auf keinen Fall bei anderen eine solche Wirkung auslösen.

In Marburg in den ersten 18 Monaten des „Gymnasium Philippinum“ nahm das Unglück dann seinen Lauf: Wir mussten uns Notenhefte besorgen, in denen wir Lieder und Melodien aufzeichnen sollten. Ich fand und finde die Notenaufzeichnung zwar genial - konnte aber nicht mithalten: Anders als die meisten anderen aus der Klasse wusste ich zwar vielleicht, wie lange ein Ton gehalten und entsprechend notiert werden sollte - aber alles andere hörte und verstand ich nicht, nicht einmal die basale Unterscheidung zwischen Dur und Moll.

In Konstanz wuchs sich das Ganze zur Katastrophe aus. Wir hatten im halbjährlichen Wechsel Musik- und Zeichenunterricht. Mit der „Bildenden Kunst“ kam ich zwar halbwegs zurecht und mochte sie; wenn der Wechsel zur „Musik“ anstand, wurde ich tieftraurig. Wir mussten viel singen und im Wechsel dazu viel Musik von Schallplatten anhören, um dann zu bestimmen, wie die Motive aufgebaut, gehalten, gewechselt und variiert wurden: Ich hörte nichts davon und konnte mir auch nichts merken. Der Höhepunkt der Erniedrigung, auf den sich die Klasse auch schon freute, war dann erreicht, wenn ich - wie alle anderen - etwas Vor- bzw. Nachsingen sollte: Es entgleiste immer völlig, und der durchaus ambitionierte Musiklehrer resignierte erfreulicherweise ziemlich schnell.

Damit ich nicht nur immer mit der Note 5 rausgehen musste, lernte ich „Musikgeschichte“ und las einige Biografien, wie z. B. von Franz Liszt. Dass ich wusste, dass „Die Kunst der Fuge“ kein Lehrbuch für Fliesenleger war, bedeutete meine Rettung auf eine schmeichelhafte „vier“ im jeweiligen Halbjahres-zeugnis.

¹⁵ Seltsam, dass mir ausgerechnet ein 1911 geschriebenes Jugendbewegungslied im Gedächtnis geblieben ist: „Wir wollen zu Land ausfahren...“, geschrieben von Hilmar („Hjalmar“) Kutzleb [als „Wandervogel“, Nazi und Antisemit von Tucholsky polemisch als „Kotzleb“ bezeichnet] alias „Horant“ (vgl. Wikipedia-Artikel) und vertont u. a. von Cesar Bresgen (-> Wikipedia), ebenfalls einem engagierten österreichischen Nazi und HJ-Bonzen; Kutzleb starb 1959 in Celle, Bresgen - durchaus hochgeehrt - 1988 in Salzburg. Geradezu erwartungsgemäß findet sich das Lied auf Anhieb bei Youtube gesungen von Heino. - Wie in vielen Fällen sonst auch, weiß ich nicht, ob dem Musiklehrer dieser Hintergrund vertraut war. Die Melodie war jedenfalls für Pubertierende sehr attraktiv; vermutlich habe ich sie deshalb im Gedächtnis behalten.

So ist es bis heute geblieben: Ich weiß leidlich Bescheid über die Phasen der europäischen Musikgeschichte - aber es ist wie das Wissen des Farbenblinden von der Malerei. Ich kann mir nur sehr einfache Melodien aus Schlagern oder Musicals etc. merken, manchmal auch Sequenzen aus Jazz-Stücken (die liebte ich in der Schulzeit sehr); ich ging mit Freunden sogar in Jugend-Symphonie-Konzerte und hörte mit ihnen privat beispielsweise alle Beethoven-Symphonien von Platten, auch manche Opern und Operetten - aber umsonst: Es blieb nichts hängen, ich bekam nicht die geringste Orientierung¹⁶.

Meine mir sehr liebe Freundin Philine, die Musik liebte, zuhause nicht nur ein Klavier, sondern sogar ein Spinett hatte und schließlich Berufsmusikerin wurde (Instrument: Querflöte) und als Erwerbszweig Musikunterricht für Privatleute hatte - sie wollte mir, wie alle anderen, lange einreden, es gebe gar keine „amusikalischen“ Menschen. Schließlich machte sie mit mir einen ausführlichen Test - und bescheinigte mir zu meiner Erleichterung, dass ich im Bereich der Musik quasi „farbenblind“ sei.

Seit sehr langer Zeit bin ich also - von ganz, ganz wenigen Ausnahmen abgesehen - musikabsinent (und kann Wilhelm Buschs Verdikt von der „Störung“ durch Musik nur allzu gut nachempfinden); ich schäme mich gebührend dafür, dass ich ein gewaltiger Ignorant bin und wohl auch bleiben werde. Ich ergreife die Flucht vor Konzertbesuchen und höre mir nur manchmal ein paar „Heuler“ oder Evergreens an - sehr einfache Musikstücke wie z. B. italienische Volkslieder (die etwas ganz anderes als die deutschen sind) und bin auch über die „Seitenzweige“ immer wieder erstaunt: So z. B. über das Ballett als Kunstform. Dem entsprechend absolvierte ich 1963/64 die Pflicht-Tanzstunden mit großen Schwierigkeiten und Komplexen und war schon froh, als ich durch einen Zufall wenigstens Charleston als Gymnastikübung ebenso leidlich absolvieren konnte wie Twist oder Rock ´n Roll. Ansonsten muss ich mir in diesem ganzen Bereich der Kultur den Titel „Barbar“ geduldig anhören und hinnehmen, dass ich damit keinerlei Sympathiepunkte bei Frauen gewinnen kann (meistens eher Befremden in unterschiedlichen Graden).

Die Schulzeit Teil 1: Volksschule in Allendorf/Krs. Marburg/L., 1952 bis 1956

Dass mein Vater tatsächlich im vollen Sinn des Wortes flüchtete, habe ich damals noch nicht begriffen. Auch als meine Mutter und ich schließlich nach Westberlin gingen, wo wir eine Zeitlang wohnten, um auf unseren Flug zu warten, der uns in die BRD bringen sollte (meine Schwester als Kleinkind blieb in dieser Zeit bei Bekannten in Ostberlin), habe ich das zwar als aufregend empfunden - aber keineswegs als gefährlich. Meiner Mutter muss es sehr anders zumute gewesen sein. - Immerhin: Wir verbrachten keine Zeit in Marienfelde, dem riesigen Flüchtlingslager - vielleicht deswegen, weil mein Vater bereits „im Westen“ war und auf ei-

¹⁶ Kennzeichnend ist wohl nur: Ich falle auf jeden emotionale berechneten musikalischen Kalauer herein - kein besonderes Kennzeichen für eine reflektierte Bildung. Leider konserviert mein Gedächtnis gerade das alles besonders gut...

gene Faust einen Arbeitsplatz gefunden hatte (er war eine Zeitlang Hilfsarbeiter bei einem Weinbauern)¹⁷. -

Zu Ostern 1952 wurde ich eingeschult. Davor lag die kurze Zeit vom Herbst 1951 (Ankunft von der Flucht über Chemnitz und Berlin bis nach Hambach in der Pfalz) bis zum Frühjahr 1952, als wir nach Allendorf umzogen, wo mein Vater eine gute Stelle gefunden hatte¹⁸.

An „Kulturtechniken“ habe ich in dieser Zeit nicht sehr viel gelernt - abgesehen davon, dass ich eben ein Flüchtlingskind war: Wir wurden als Familie in der Pfalz bei der Zwangseinweisung in eine Privatwohnung und ich als Kind von den anderen Kindern auf der Straße nicht gut behandelt. Die Kinder hielten mich für einen Barbaren aus dem Osten, wollten wissen, ob ich überhaupt zählen könnte - als ich es besser als sie konnte, schlugen sie mich, und ich begriff sofort: Hätte ich's nicht gekonnt, wäre ich ebenso geschlagen worden. Die restlichen Eindrücke sind diffus und dunkel - es war eben Herbst und Winter; als wir in Allendorf ankamen, fing dort der Frühling an.

Wie wohl schon erwähnt, hatten wir als Flüchtlinge in Allendorf kein Problem: Wir waren mindestens so viele wie die Einheimischen, die sich beiseite hielten und uns in Ruhe ließen.

Wir wohnten zunächst im Schulhaus selbst - genauer: In einer Baracke, die in Stein ausgeführt worden war und für Offiziere gebaut - ich begriff nicht viel davon und wusste nur: Außer unserem „Steinlager“ gab es noch ein „Teichlager“ mit vielen Holzbaracken, die auch alle voll belegt waren; ich meine mich erinnern zu können, dass nur die erste und die zweite Klasse in unserer Steinbaracke unterrichtet wurden; nach einiger Zeit mussten wir Älteren in die Mitte des alten Dorfes zu einem anderen Schulhaus laufen.

Wie wohl alle Kinder war ich neugierig auf die Schule und stolz darauf, jetzt auch eine Stufe weiter zu sein als „die aus dem Kindergarten“. Wenn ich nicht ein Foto von mir mit der obligatorischen Zuckertüte hätte, würde ich mich jedoch an nichts erinnern.

¹⁷ Mein Vater lehnte die Einstufung als „(politischer) Flüchtling“ ab - obwohl er damals wohl den Anspruch auf einen sogenannten „C-Ausweis“ gehabt hätte - immerhin war er vor einer möglichen Verhaftung im Zusammenhang mit seiner Arbeit bei der „Wismut“ geflohen. Sein auch später immer wieder erkennbarer Anspruch war, alles „aus eigener Kraft“ zu schaffen und sich nicht von irgendwelchen staatlichen Zahlungen abhängig zu machen - aus dieser Einstellung heraus stimmte er auch später nicht zu, als ich mich um 1965/66 herum um ein Stipendium bewerben wollte - er fürchtete nicht nur die eventuellen Rückzahlungspflichten, sondern auch die möglichen Verbindlichkeiten gegenüber den Stipendengebern.

¹⁸ Als „DDR-Flüchtling“ füllte er sie so gut aus, dass er nach etwa drei Jahren einen fatalen Burn out erlebte; er verlor vorübergehend sein Gedächtnis und brachte eine sehr lange Zeit in Marburg in der Universitätsklinik zu, wo ich ihn als Schüler oft besuchte. Die Arbeitsüberlastung war von der Konsum-Organisation „GEG“ (Gemeinnützige Einkaufsgenossenschaft) als Arbeitgeber bewusst so organisiert - eine schrankenlose Ausbeutung, wie sie bis heute im Gewerkschaftsbereich nur allzu oft vorkommt. Ihm wurde gekündigt, und er suchte und fand eine andere Stelle dort, wo er in der Reha war: In Konstanz. - Danach war die Zuneigung meines Vaters zur SPD für lange Zeit stark erschöpft.



Wir wurden von Ordensschwestern unterrichtet, die keine pädagogischen Talente waren. Beim Lesen und Schreiben ließen sie mich in Ruhe, weil sie wussten, dass ich das schon konnte. Anders war's im Rechnen - dort leistete ich mir zum ersten Mal in meinem Leben einen massiven Widerstand. Die ganze Klasse musste aufstehen, das kleine Einmaleins wurde abgefragt, wer zuerst die Lösung schrie, durfte sich setzen. Ich fand das blöd und blieb als Letzter stehen. Das führte zum Konflikt mit der Lehrerin, die sehr wohl wusste, dass ich das konnte - als sie mich zu lange ausschimpfte, warf ich mit meiner Schwammdose nach ihr. Ob das weitere Konsequenzen hatte, weiß ich nicht mehr.¹⁹ -

Die Langeweile setzte sich fort bei den Hausaufgaben. Bei ihnen trödelte ich stundenlang vor mich hin und träumte, bis meine Mutter mich bei der Lehrerin denunzierte: Ich wurde deswegen vor der Klasse verspottet. Danach erledigte ich eine Zeitlang alles in weniger als einer Stunde und ging raus zum Spielen. Ich erinnere mich an Verstecken und Fangen sowie an Geschicklichkeitsspiele mit einem Ball, die vor allem die Mädchen gern spielten - und an einige Vorformen von „Doktorspielen“, deren Hauptmerkmal die Ahnungslosigkeit war und eine Menge von Fragen, die wir uns stellten und über die wir redeten, ohne zu Ergebnissen zu kommen²⁰; einige zogen die Unterhose herunter, und manche Jungen stellten sich hin (wenn

¹⁹ Ein sehr konkretes, verblüffendes Bildungserlebnis hatte ich wohl in der 3. Klasse. Wir hatten einen neuen Lehrer, der uns wohl auch Religion lehren sollte. Jedenfalls kam er auf die Schöpfungsgeschichte und das Paradies zu sprechen und schrieb an die Tafel: Adam \pm Eva. Dass man das „und“ so darstellen konnte, beeindruckte mich sehr.

²⁰ Ähnliches spielte sich später ab - ich erinnere mich daran, wie eine kleine Gruppe von Kindern um eine Pfütze herum hockte und darüber diskutierte, wie die Kinder auf die Welt kämen - es gab eine Menge von Vermutungen; eine richtige war nicht darunter (einige meinten, sie kämen aus dem Nabel, andere dagegen, sie kämen aus dem Hintern - irgendwie war das alles ziemlich aufregend, aber auch ziemlich peinlich, wenn man dabei an

die Mädchen nicht dabei waren) und probierten, wer am weitesten pinkeln konnte - das war's dann schon mit diesen Dingen, die wir nach Möglichkeit vor den Erwachsenen versteckt hielten, weil wir ahnten, dass sie das nicht so gut finden würden. Eine strikte Trennung zwischen Jungen und Mädchen fand in dieser Zeit sonst nicht statt - abgesehen davon, dass die Mädchen eben ihre Puppen hatten und die Jungen ihre Roller. Beim Fangen und Verstecken spielten aber immer alle mit.

Nach etwa zwei Jahren zogen wir in einen anderen Ortsteil von Allendorf - der Ort war wegen der in der NS-Zeit dort angesiedelten Rüstungsindustrie sehr weitläufig (dort kam ich auch das erste Mal in ein „richtiges“, reguläres Schulgebäude). Ich machte mir in dieser Zeit kaum Gedanken darüber, obwohl die Lagerbauten und die Bunker allgegenwärtig waren. Wir spielten zwischen ihnen, spielten sogar „Krieg“ (bewarfen uns mit Steinen statt mit Geschossen) und fragten uns bei manchen Bauten, ob das wohl „Gaskammern“ gewesen seien - ohne zu wissen, was das bedeutet hätte. Weder in der Schule noch zuhause wurde uns bzw. mir erklärt, was es mit all dem auf sich hatte; ich erfuhr es erst 1996, als ich im Rahmen eines Gedenkstättenseminars auch nach (nunmehr: Stadt) Allendorf kam (das ich kaum wiedererkannte). Ich fragte meine damals (1996) noch lebende Mutter, warum sie mir das nie erzählt hatte - und ihre Antwort überzeugte mich schlagartig: „Was hätte ich Dir als Kind mit nicht einmal zehn Jahren denn davon erzählen sollen?“.

So spielten wir im Wald um den Ort herum mit den massenhaft vorhandenen Munitionsstücken und anderen Hinterlassenschaften der Westfälisch-Anhaltischen Sprengstoff AG (Wasag) und der Dynamit Nobel - mich wundert bis heute, dass uns nichts passiert ist (wir wussten als Kinder schon einiges über Zünder usw. und waren auf unsere Weise vorsichtig). Von Zwangsarbeitern, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen sprach niemand - obwohl es sie alle zahlreich gegeben hatte (das Handbuch der Bundeszentrale über die Gedenkstätten spricht von etwa 25.000 Menschen) und davon, dass diese Munitions- und Rüstungsbetriebe zu den größten in Europa gehörten. -

In der Schule fiel auf, dass ich gute Leistungen brachte; also wurde beschlossen, dass ich auf's Gymnasium gehen sollte. Meine Eltern ließen mir die Wahl - ich entschied mich für das Humanistische Gymnasium. Der Grund dafür war nicht in erster Linie die Familientradition, sondern die Lektüre des „Fliegenden Klassenzimmers“ - die vom Humanistischen Gymnasium waren viel „besser“ als die vom „Realgymnasium“ (das es in Marburg auch gab). Also wurde das so beschlossen.

Eigentlich hätte ich eine Aufnahmeprüfung machen müssen. Da mich ausgerechnet in dieser Zeit in heftiger Form Mumps befiel, blieb ich davon ausgenommen und wurde für ein halbes

die eigene Mutter dachte). Das betraf auch die konkrete Art und Weise des „Kindermachens“: Es herrschte große Unklarheit. Wir kannten zwar eine Reihe von leicht obszönen Kinderversen, aber auch die waren nicht konkret.

Jahr zur Probe zugelassen. Natürlich waren meine Leistungen dort „schlechter“ als die in der Volksschule - aber ich durfte weitermachen²¹.

Die einzigen „Kulturtechniken“, die ich lernte, waren das Vertiefen des Lesens einerseits und die Prokrastination („Aufschieberitis“) andererseits: Ich träumte und las viel lieber als zu lernen und Hausaufgaben zu machen - es brachte mich manchmal an den Rand von echten Problemen²².

Außerdem lernte ich strafende Lehrer kennen, die einzelne von uns auch verächtlich machten. Es gab einen Lehrer D., der als jähzornig galt - ich erinnere mich an ihn wie an eine riesige Fledermaus, wenn er in seinem schwarzen Mantel hinter jemandem herrannte, um ihn zu schlagen; im Unterricht schlug er mich mit einer Linealkante auf die Finger, wenn ich mit einem Stuhl kippelte; eine Mitschülerin beschimpfte er vor der Klasse damit, sie heiße zwar Edeltraud, sei aber alles andere als edel - neben vielem anderen behielt ich das im Gedächtnis, weil ich es ausgesprochen *unfair* fand (das Wort gab es damals für mich noch nicht). - Ebenso machte ich Erfahrungen mit den ersten leicht sadistischen Mitschülern: Einer hieß tatsächlich „Erich Axt“ und verklopfte alle, auch mich - nach einiger Zeit war er verschwunden; wir wussten nicht, wohin. - In beiden Fällen neige ich heute dazu, anzunehmen, dass es sich um Kriegsfolgen handelte: Ich lernte auch später noch Lehrer kennen, die offenkundig traumatisiert waren und keinerlei Aufregung vertrugen, und auch bei dem erwähnten Mitschüler ging die Erzählung um, er habe einen gewalttätigen Vater. Einordnen konnten wir das nicht; ich wusste zum Beispiel nicht - wie ich später in einem sehr konkreten Fall erfuhr - , ob es sich um Kriegsheimkehrer handelte.

Vom Krieg und von Hitler hörten wir kein Wort - sehr viel aber von Flucht und Vertreibungen, ein wenig auch von Bombennächten. Meine Eltern, die in Chemnitz ausgebombt worden waren, hatten panische Ängste, sobald Sirenengeheul zu hören war, und mehr noch, wenn tief fliegende Flugzeuge kamen - sie waren, wie sie einmal erzählten, auf dem Weg von Dresden nach Chemnitz in einen Tieffliegerangriff geraten. Dieses tief sitzende Unbehagen trage ich bis heute mit mir herum - ich erinnere mich an tief fliegende Hubschrauber bei manchen Demonstrationen, die ganz offensichtlich auch Angst einjagen sollten. Daran änderte auch nichts, dass die kleinen Flugzeuge Anfang der 50er Jahre komplett harmlos waren. -

Immerhin lernte ich vor dem Schulbeginn bereits Flugzeuge und Flughäfen kennen: Berlin-Tempelhof und Hannover-Langenhagen (wir flogen zweimal nach Berlin, um die Familie zu

²¹ Es war wohl eine knappe Entscheidung, weil ich mich insbesondere in Latein und Grammatik nur sehr schlecht zurecht fand; der Deutschlehrer, ein Herr Leineweber, setzte sich aber für mich ein und entschied die Sache positiv. Vielleicht lag es auch daran, dass ich schon damals zumindest für die Wochenenden viele Bücher aus der Schulbibliothek mit nach Hause schleppte und die meisten auch sehr rasch ausgelesen hatte - nicht nur die Bände von Karl May. Für mich war ein Wochenende dann glücklich, wenn ich die Bücher, ein Tüte voller Brötchen, ein oder zwei Riegel Blockschokolade und wenigstens einen Liter Milch hatte - dann vergaß ich den Rest der Welt um mich herum.

²² Die Quittung in Gestalt eines Blauen Briefes - „Versetzung gefährdet, wenn...“ kam nach meiner Erinnerung etwa im Herbst 1960; in Mathematik, Griechisch und Latein hatte ich „mangelhaft“ und „ungenügend“, sogar in Deutsch nur ein „gut“ und nicht das schon fast gewohnte „sehr gut“.

treffen) - das hatte ich allen anderen Kindern voraus. Außerdem nahm mich mein Vater auf zwei Betriebsausflüge mit, die mir sehr gut gefielen - bei einem davon kam ich nach Norderney und betrachtete sehr nachdenklich die Nordsee. Sie gefiel mir wesentlich besser als später das Hochgebirge, wohin mich mein Vater bei einer Urlaubsreise (1952) mitnahm; eine Aufnahme, die in der Nähe von Oberstdorf entstand, zeigt deutlich, dass ich weniger Vergnügen als Angst dabei empfand (was meinen Vater eher amüsierte). Der Gedanke, jemals freiwillig Bergsteigen zu gehen, hätte mich damals sehr erschreckt. Auch hier zeigt sich die Körperhaltung der Vorsicht und Ängstlichkeit, die sich wohl erst um 1960 herum langsam verlor.





Schulzeit Teil 2: Fahrschüler zum Gymnasium Philippinum in Marburg/L. 1956/57

Die ersten Erfahrungen in diesem sehr alten, beeindruckenden, teilweise sogar einschüchternden Humanistischen Gymnasium waren überlagert von der Erfahrung der täglichen Eisenbahnfahrten als Fahrschüler: Ich war nicht nur der einzige aus Allendorf, der morgens dort am Bahnsteig stand, sondern hatte auch den weitesten Schulweg von allen Fahrschüler*innen: Der Zug fuhr morgens etwa 10 vor halb sieben ab, dann um 12.58 h in Marburg wieder ab und kam erst gegen halb drei in Allendorf an. Damit verlor sich Schritt für Schritt der Kontakt zu den früheren Mitschüler*innen aus der Volksschule - was hätte ich ihnen auch erzählen sollen? Es interessierte sie nicht besonders.

Ich bekam es also näher mit der Bahn zu tun - wir wohnten sowieso in Hörweite, und ich kannte die Züge schon, die auf dieser Hauptverkehrsstrecke von Frankfurt nach Kassel mit viel Lärm durchfuhren. Beeindruckend war für mich, die Dampflokomotiven aus der Nähe anzusehen und ein wenig kennenzulernen (ihre Geräusche, ihr Zischen und Dampfen, das ungeheurer machtvolle Geräusch, wenn sie sich in Bewegung setzten, und das „sehnsuchtsvolle“ Pfeifen vor Bahnübergängen sowie vor dem Abfahren erfreuen mich noch heute, wenn sie als Museumsloks ab und zu eingesetzt werden). - In diesen Jahren wurden die Züge meist noch von Dampfloks gezogen; erst gegen Ende dieser Zeit erlebte ich zeitweise die

neuen weinroten Triebwagen, die ich enttäuschend fand (obwohl sie zweifellos komfortabler waren²³). -

In diesem Umfeld sah ich auch meinen ersten schwarzen Menschen - er war Soldat in einem Militärtransport der Engländer, der vorübergehend in Allendorf hielt. Wir Kinder liefen hin in der Hoffnung auf Kaugummis und Schokolade - zu meiner Enttäuschung hatten die Soldaten aber nur ihre salzigen Kekse, die sie uns sehr freundlich zuwarfen (das war bei den „Amis“ anders, die waren ganz offensichtlich viel besser versorgt)... Ich wusste wohl, dass es „Neger“ gibt, hatte bis dahin aber noch keinen gesehen und war so beeindruckt, dass ich es mir merkte - mit Neugier und nicht etwa mit Befremdung oder gar Abscheu. -

Den Unterricht in der neuen Schule fand ich anstrengender als in der Volksschule: Ich musste wirklich etwas tun, um auf dem Laufenden zu bleiben. Neben der *Mathematik* und der *Musik* kristallisierte sich sehr bald ein weiteres Problem heraus: Die *Grammatik*. Ich begriff die Regeln und vor allem auch die Fachtermini weder als deutsche noch als latinisierte Worte. Ich weiß noch, wie ich zuhause vor Wut und Frustration heulte, weil ich die Schlüsselfragen für die Fälle („Wer oder was?“ usw.) vor allem wegen dieser Ergänzung „... oder was?“ nicht durchschaute²⁴. Bei Diktaten machte sich das so bemerkbar, dass ich in der Texterfassung und Rechtschreibung regelmäßig ein „sehr gut“ bekam, bei der sich anschließenden grammatikalischen Untersuchung jedoch ein „mangelhaft“ oder „ungenügend“, weil ich damit aber auch gar nichts anfangen konnte. Das geht mir übrigens bis heute so; ich bin auf die Vermittler der Grammatik ebenso wütend wie auf die der Mathematik: **Sie können's einfach NICHT!** (Das gilt ebenso für die Linguistiker*innen - ich finde faszinierend, was sie herausfinden können, aber: Ich verstehe ihren Jargon überhaupt nicht²⁵).

Die Schwierigkeiten mit der Grammatik²⁶ erledigten sich für mich weitgehend, als wir einige Jahre später nicht mehr damit gequält wurden. Sie blieben mir aber erhalten, als es um das Latein ging, und auch die späteren Quälereien mit dem Französischen und erst recht mit dem (Alt-) Griechischen waren für mich ganz erheblich - viel mehr als mit den Sprachen „an

²³ Zu Beginn, also um 1956 herum, gab es noch das Drei-Klassen-System bei den Personenwagen; die dritte, die „Holzklasse“, war tatsächlich eher unangenehm. Alle Wagen waren aber eher zugig, und die Heizungen waren auch zehn Jahre nach Kriegsende noch eher schwach.

²⁴ Noch schlimmer fand ich dann die lateinische, die französische und erst recht die griechische Grammatik - Fälle, die es bei uns nicht gab, verschiedene Konjunktiv-Varianten, Konstruktionen, die ich befremdlich fand (a.c.i. = accusativus cum infinitivo, wenn ich mich recht erinnere) - es nutzt mir heute nicht einmal mehr beim praktischen Italienischen oder Französischen, weil die Alltagssprache wieder ganz anders „funktioniert“. Mit dem Englischen stieß ich damals in der Schule (fast) nicht zusammen - das hatte wieder seine eigenen Tücken, darunter - anders als die anderen - die vertrackte Aussprache... - bei all dem handelt es sich schon um eine sehr seltsame „Kulturtechnik“...

²⁵ Dabei hätte ich's immer wieder gern gewusst, was sie da treiben - das war so, als ich für die kurze Zeit Japanisch lernte, und ebenso, als ich nach 1980 meinen kurzen Ausflug ins Türkische machte; auch am Italienischen fiel mir spätestens nach 1970 sehr vieles als seltsam auf, das zu Rückschlüssen auf die eigene Sprache aufforderte.

²⁶ Damals hatte ich noch keine Ahnung davon, was mich in der Universität die Auseinandersetzung mit dem Japanischen kosten würde: Eine ganz andere Welt! Dem gegenüber fiel mir die Grammatik des Türkischen in der Alltagssprache eher leicht; faszinierend war - wie im Japanischen - die völlige Exotik der Worte: Egal, ob Zahlen oder die tägliche Verständigung - ich begriff, dass völlig andere Konzepte des Alltagshandelns dahinter standen, und das versetzte mich in eine erste, kleine Opposition gegen mein naives Alltags-Verstehen.

sich“; bei reinen Übersetzungen schnitt ich meist noch ganz gut ab. - Was ich damals noch nicht übersehen konnte: Die Übersetzungen²⁷ verdarben die Sprache so, dass ich aus der Sprachpraxis zuhause mehr und mehr herausfiel. Ich konnte zu meinem Vater ja nicht sagen: „Ich würde das (z. B. das bessere Handschreiben) ja wirklich getan haben, wenn ich gewusst hätte, dass das für Dich ein solches Gewicht bekommen könnte“ - entweder hätte er mich ungläubig angeguckt oder sich gefragt, ob ich ihn vergackeiern will. Ich nahm es zuerst nicht so wahr - aber es blieb unausweichlich: Der Abstand zum „Herkunftsmilieu“ wurde langsam erkennbar und beschleunigte sich in jedem Jahr mehr. -

Gut an der Schule war, dass man dort meine Leselust begrüßte - es gab eine Schulbibliothek, mit der ich mich sehr bald vertraut machte; zuhause hatten wir (fast) keine Bücher, und eine Leihbibliothek war für mich nicht in Reichweite. Zuhause gab es allerdings eine elementare Neuerung: Ab etwa 1956 hatten wir ein Fernsehgerät; die Olympiade in Cortina d' Ampezzo konnten wir schon mit-sehen. Ich erinnere mich allerdings mehr an die vielen alten UFA-Filme, die damals häufig gezeigt wurden - ebenso wie viele Tanz-Wettbewerbe oder Reitturniere, die mich redlich langweilten, ebenso die Karnevalssendungen. Für Kinder gab es einen kleinen Programmanteil, für Jugendliche - so gut wie nichts. Der allgemeine Eindruck in der Familie war außerdem so schwach, dass wir nach einiger Zeit alle einverstanden waren, das Fernsehen zumindest vorübergehend abzuschaffen (das Radio blieb wichtiger; später kehrte das Fernsehen für meine Eltern und meine Schwester dann doch wieder zurück, als ich schon zum Studieren das Haus und die Familie verlassen hatte). -

In der vergleichsweise kurzen Zeit im Gymnasium in Marburg lernte ich zwar beispielsweise das Schwimmen als Kulturtechnik (in dem kleinen Allendorfer Freibad war mir das noch nicht gelungen), aber wenig zur soziokulturellen Distinktion. Einmal aber war ich bei einem Mitschüler in dessen Familie eingeladen - sie waren Adlige und lebten in Amöneburg, wo es noch andere adlige Familien gab (die von Schweinsberg). Dort bekam ich vorgeführt, dass es zum Beispiel Buttermesser und Obstmesser gibt - ich schämte mich, weil ich das nicht wusste; das Ergebnis war eine Einschüchterung, die ich später noch einmal erlebte, als ich in Berlin in das Restaurant der französischen Armee geriet und dort Schneckenzangen vorfand (sehr praktisch!) und Froschschenkel vorgesetzt bekam (sie schmecken ohne Knoblauch oder Kräuterbutter fast nach nichts).

Insgesamt blieb das Bewusstsein der sozialen Distanz jedoch gering. Ich vermute, dass es auch daran lag, dass sowohl die „besser gestellten“ Kinder wie auch ich mit Latein konfrontiert wurden - das war für alle nicht einfach, weil es mit unseren Alltagserfahrungen aber auch gar nichts zu tun hatte. Ich hatte Glück, weil in unserer Familie der Respekt vor Bildung im allgemeinen und der vor Latein im Besonderen gegeben war: Die Großmutter mütterlicherseits hatte ihn sozusagen „implantiert“, weil sie „im Dienst“ bei einem Pfarrer in Au-

²⁷ Ich meine damit nicht nur unsere stümperhaften Bemühungen um diesen idiotischen Text „De bello gallico“ oder „Ab urbe condita“ (die mir damals herzlich gleichgültig waren), sondern ebenso dieses absurde Wortgerölle beispielsweise in den Schleiermacherschen Übersetzungen der platonischen Dialoge (ähnliches gilt auch für Thukydides, Xenophon, Tacitus & Co); mich wundert im Rückblick, dass ich der Odyssee - ohne damals etwas von Joyce zu wissen - überhaupt etwas abgewinnen konnte (und dann auch noch so viel - davon später mehr).

gustusburg einige lateinische Vokabeln kennenlernte und sofort begriff, dass das ein Bildungsmerkmal höherer Stände war. Der Auftrag, dorthin aufzubrechen, landete dann bei mir - und ich stellte ihn nicht in Frage.

Schulzeit, Teil 3: Heinrich-Suso-Gymnasium Konstanz, 1957 - 1965

Der Wohnortwechsel von Hessen nach Baden an den Bodensee war für mich zwar keine totale soziale Katastrophe, aber nicht weit davon entfernt: Ich kam neu in eine Schulklasse, in der ich erst einmal meine Position begreifen musste, um sie dann zu verändern:

- Ich kam in eine Gesellschaft, die Flüchtlinge meist eher ablehnte (wie in Rheinland-Pfalz auch hatten die Franzosen den Zuzug von Flüchtlingen in ihrer Besatzungszone bis zum Anfang der 50er Jahre abgelehnt bzw. verhindert; die Einheimischen hatten den Lernprozess, der vorher in den anderen Besatzungszonen stattfand, also erst viel später begonnen - und sie wiederholten zuverlässig alle sozialen Dummheiten und Grausamkeiten, die es im Osten, Norden und Westen schon gegeben hatte);
- anders als in Hessen hatte ich sofort große sprachliche Probleme, weil ich den Dialekt²⁸ nicht beherrschte;
- körperlich war ich kleiner²⁹, schwächer und - u. a. auch wegen meiner Brille - linkischer und unbeholfener als meine Mitschüler (und damit auch insgesamt als Underdog abgestempelt - natürlich auch für die Mitschüler*innen);
- schon nach kurzer Zeit begriff ich auch immer deutlicher, dass - weit über den Rahmen dieser einen Schulklasse hinaus - die sozialen und ökonomischen Unterschiede einschneidend - und vermutlich auch für die Zukunft entscheidend - waren.

Der Ort, an dem das alles als „Brennpunkt“ zusammenkam, war für mich eben dieses Gymnasium³⁰ mit dieser Schulklasse, die 1957 noch über 30 Schüler*innen hatte - beim Abitur waren davon noch 19 übrig³¹.

²⁸ Das Alemannische in der südbadischen Variante weicht in sehr vielen Punkten und Aspekten vom Hochdeutschen ab (ich gehe hier auf die Sprachgeschichte nicht ein). Wichtig war für mich als einen Zwölfjährigen, dass ich mich „nach unten“ anzupassen hatte. So sagte beispielsweise ein Lehrer zur gesamten Klasse, sie müsse mein sprachliches Niveau als hochdeutsch Sprechender erreichen, weil sonst nichts aus ihnen werden könne - man kann sich vorstellen, was das für meine Position in der Klasse bedeutete (umso mehr, als ich ganz am Anfang manchmal reinweg gar nichts verstand). Ich brauchte weit mehr als ein Jahr, um mich sprachlich anzupassen; vollständig gelang es mir nie, wie es die feinen Ohren der Einheimischen sofort registrierten. Das lag auch daran, dass sich die sprachlichen Unterschiede selbst in den Stadtteilen bemerkbar machten - und in Allensbach, einem Ort nur 15 km von Konstanz entfernt, gab es bereits massive Verschiedenheiten in der Aussprache (noch viel deutlicher war das im Unterschied zur Schweiz: Das Hochalemannische in der Zwillingstadt Kreuzlingen war wieder noch eine ganz andere Sprache). Als ich in diese Situation hineingeriet, hatte ich von all dem nicht die geringste Ahnung. - Zur Illustration ein gemäßigtes Beispiel - eine Gedichtüberschrift eines eher „linken“ alemannischen Lyrikers: „Du losch dr all de Kopf vollmache“: Manfred Bosch 1980 - ein Gedicht, das sich heute völlig zutreffend an die AfD richten könnte.

²⁹ Bis zu meinem 15. Lebensjahr hatte ich nur etwa 1,65 m erreicht; danach wuchs ich dann innerhalb eines Jahres bis zu knapp über 1,80 m.

Ich habe die implizite Selektion deswegen überstanden,

- weil ich mich sprachlich anpasste, ohne mein Hochdeutsch ganz zu verlieren³²;
- weil ich körperlich lange und sogar ziemlich hart trainierte, bis ich mich erfolgreich gegen die Attacken wehren konnte³³;
- weil ich mir die Fächer Deutsch, Geschichte und Religion als einen erlebbaren und erkennbaren „Erfolgsort“ sichern konnte -
- und dazu einige Freundschaften³⁴, die ich auch im Rückblick als entscheidend dafür einstuft, dass meine „Bildungsgeschichte“ erfolgreich verlief. -

In diese Jahre fiel 1959 auch sowohl meine Konfirmation (in einer kleinen Gruppe, wegen der Diaspora für die Protestanten damals in Konstanz) wie auch kurze Zeit danach die Distanzierung von diesem sehr konservativen Rahmen, in dem wir bis zum Ende der 50er Jahre alle eingespannt waren - bedingt auch durch die Engstirnigkeit des ostpreußischen Pfarrers. In den Rahmen der Bildungsgeschichte gehört für mich, dass ich kurze Zeit darauf einen ohnedies schwankenden, zeitweise mit geradezu grimmiger Entschlossenheit aufrecht erhaltenen „Glauben“ verlor und zu einem Agnostizismus kam, der mich bis heute begleitet: „Ich kann nicht anders“, wenn ich ehrlich bleiben will. Also trat ich kurze Zeit später auch aus der evangelischen Kirche aus.

³⁰ Zum Gymnasium gibt es einen eigenen Eintrag bei Wikipedia - etwas verkürzt, aber brauchbar. Ich wusste nicht, dass es in Baden-Württemberg als eines der besten Gymnasien angesehen wurde - das hat sich nach meiner Wahrnehmung auch in der öffentlichen Meinung der Stadt damals kaum niedergeschlagen.

³¹ Die „Selektion“ verlief nicht nur entlang der sozialen „Kanten“ bzw. Bruchstellen. Es gab nicht nur einige, die den Aufstieg „von unten nach oben“ nicht schafften - es gab auch andere, die dem am Gymnasium durchaus vorhandenen Bildungsdruck nicht gewachsen waren und ausschieden - als Schüler mit einem reichen Elternhaus aber an Internate in Süddeutschland oder der Schweiz wechseln konnten, wo sie dann doch noch ein Abitur schafften, wie wir meist erfuhren.

³² Als ich nach Berlin kam, fiel ich trotzdem auf und wurde eine ganze Zeit lang als „Schwabe“ identifiziert - die Dialekt-Anklänge lösten sich binnen eines Jahres dann auf.

³³ Im Fach Sport alias „Leibesübungen“ half mir das wenig, bis ich schließlich entdeckte, dass ich eine gewisse Begabung für den Langstreckenlauf hatte - dort konnte ich tatsächlich allen davonlaufen; selbst beim Langstreckenschwimmen half das (ich kam wenigstens beim Bodenseeschwimmen über gut 5 km zweimal am Ziel an); später half es mir beim Bergsteigen und bis vor kurzem noch beim Langstrecken-Bergwandern.

³⁴ Bemerkenswert finde ich im Rückblick, dass die „echten Einheimischen“ unter meinen Freund*innen absolut in der Minderheit waren - „die mit dem Migrationshintergrund“ fanden sich wie von alleine.



Ich stehe in der hinteren Reihe ganz rechts; niemand von uns sieht geradezu begeistert aus - nur der autoritäre Pfarrer scheint in seiner Autoritätsposition hinreichend zufrieden zu sein: Die Welt ist für ihn noch in Ordnung.



Meine Freundin Philine, die ich vom ersten Augenblick an - also seit 1957/58 - bis zu ihrem allzu frühen Tod mit nur 54 Jahren sehr verehrte: Das Foto entstand etwa 1978 in Berlin; sie war zu einer geradezu klassischen Schönheit geworden, (die ihrer Mutter glich). Der Mann neben ihr ist ein gemeinsamer Freund aus Konstanzer Zeiten

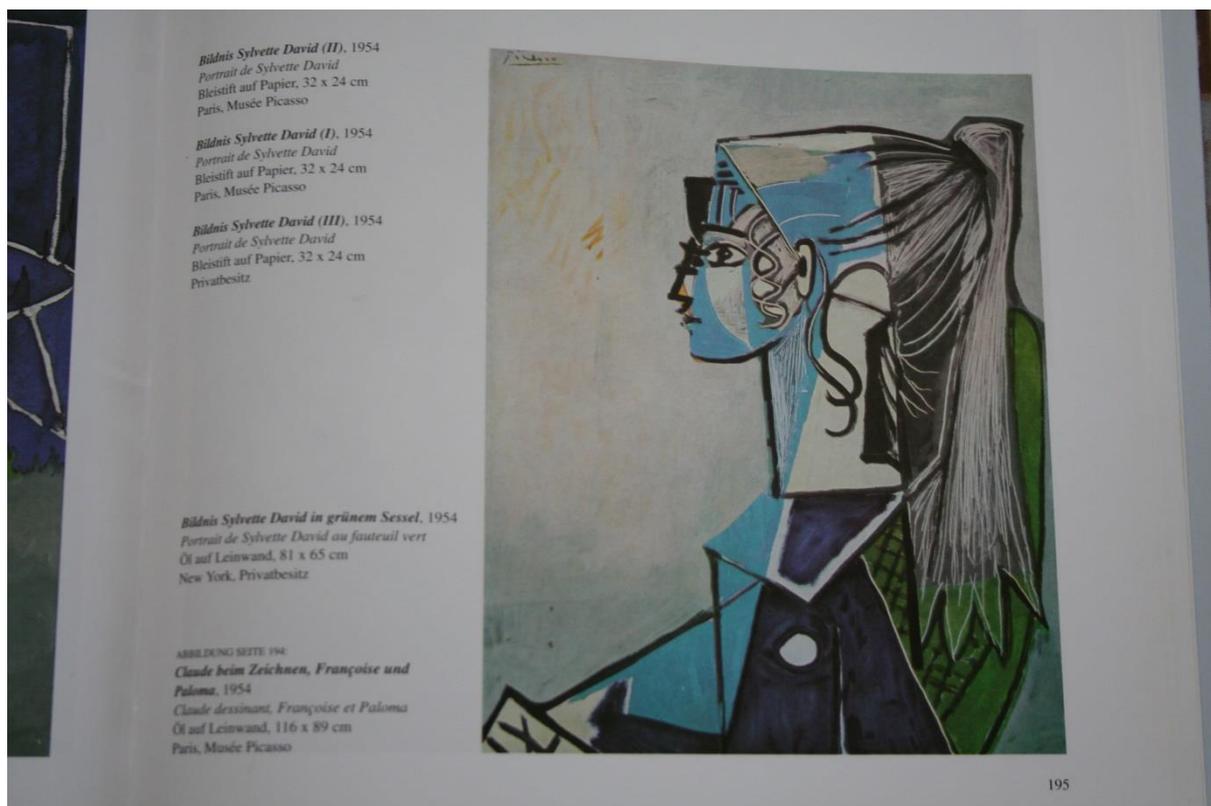
Im Rückblick ist für mich die Bildungsgeschichte durchgängig von Bildern begleitet und ohne sie kaum vorstellbar. Der eine Schwerpunkt war dabei die Antike - kaum zu vermeiden bei neun Jahren Latein und sechs Jahren Altgriechisch. Die Anziehungskraft ergab sich bei mir sehr langsam durch die Götter- und Heldenerzählungen, die ganze Mythologie der Griechen überhaupt (die lateinische bzw. römische hielt ich bloß für abgeleitet; ich begriff erst später in Italien, wie ungerecht dieser Eindruck war) - und dabei besonders anregend fand ich die Odyssee: Dem konnte nicht einmal der Zwang etwas anhaben, sie im Schulunterricht partiell ins Deutsche zu übersetzen (wenigstens war damals schon die Prosa-Übersetzung Schadewaldts von 1958 auch als Taschenbuch erschienen, die mir sehr half).

Überhaupt haben nicht nur die Übersetzungen, sondern mehr noch die Rezeptionen dazu beigetragen, dass ich das Interesse nie verlor. Zu meinen Lieblingsautoren gehörte beispielsweise Catull (etwa 84 - 50 v. Chr.) mit seinen für die Antike extrem subjektivistischen Gedichten³⁵, dazu einiges von Aristophanes (etwa 450 - 380 v. Chr.) und noch einige weitere Theaterstücke; das Meiste verlief parallel zum Schulunterricht, aber sehr wohl von ihm ange-regt, weil wir einen ausnahmsweise sehr jungen, sehr guten Lehrer für Latein und Griechisch hatten, dem ich sehr viel verdanke.

Ebenso wiederum parallel dazu verlief die Bekanntschaft mit der klassischen Moderne - für mich vor allem mit Picasso, Miró und den Mobiles von Alexander Calder; sie kamen sämtlich im Unterricht so gut wie nie vor³⁶. Immerhin gab es in einem Schulbuch (wenn ich mich recht erinnere, war es sogar ein Geschichtsbuch; Bücher zur Kunst- und Kulturgeschichte kannten wir nicht; ich weiß noch, wie überrascht ich war, als ich die Kulturgeschichte Europas von Friedell in die Hand bekam: Ein Entdeckungserlebnis! - aber auch er schrieb natürlich nichts über Picasso & Co) ein Bild aus der Sylvette-Serie Picassos (1953/54), das mich geradezu bezauberte:

³⁵ Ich muss zugeben: Ob meine Interpretation heute, die mir gut gefällt, dem gerecht wird, was damals geschrieben und verstanden wurde - ich weiß es einfach nicht.

³⁶ Man darf nicht vergessen, dass am Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre die Mehrheitsmeinung der bundesdeutschen Gesellschaft die klassische Moderne und insbesondere Picasso als ihren Inbegriff bestenfalls verspottete. Typisch war, dass man allgemein sagte, die eigene Tochter könne als Zehnjährige „besser malen“ als Picasso; eine bestimmte Art von Milchtüten wurde als „Picasso-Euter“ verspottet - nur einige Indizien für eine ebenso bestürzende wie beklemmende Provinzialität, zu der Konstanz ganz und gar gehörte.



Genau so, also in einer reduzierenden Abbildung, lernte ich das Gemälde auch kennen. Später sah ich einige Varianten (um 1990 herum) in einer Ausstellung ausgerechnet in Chemnitz. Sonst war ich häufig auf kleine, meist sehr irreführende Abbildungen im Postkartenformat angewiesen.

Das alles durchdrang sich mit Texten, Bildern und Motiven vor allem der französischen und angelsächsischen Literatur einerseits, der deutschen Moderne seit etwa 1890 andererseits; mehr hatten wir damals nicht. Aus der mittel- und osteuropäischen Literatur erinnere ich mich an nur sehr wenige Texte (z. B. Hašek's „Schwejk“, aber auch ein, zwei Texte von Dostojewski und Tolstoj sowie einiges Wenige aus der sowjetischen Frühzeit vor deren Liquidation durch Stalin). Alles war nicht nur vom Kalten Krieg überschattet, sondern vor allem auch von den Nachwirkungen des Nationalsozialismus³⁷, dessen Verheerungen ich damals nicht im Geringsten überblicken konnte - abgesehen vielleicht von der Lyrik, mit der ich mich eine Zeitlang etwas ausführlicher beschäftigte³⁸. - Erstaunlich-

³⁷ Zu diesen Nachwirkungen gehören zwei komplementäre Strömungen, die - abgesehen von einigen kleinen kulturellen Oasen - die „geistige Situation der Zeit“ in der Kleinstadt Konstanz ebenso selbstbewusst wie borniert dominierten: Der „Katholizismus an der Macht“, ein intellektuell und moralisch völlig verkommenes System, und dazu ein geradezu hysterischer Antikommunismus, der seine Zuspitzung dadurch erhielt, dass er durch und durch provinziell war. Eine Ausdrucksform dafür war, dass wir nicht einmal die international prominenten Renegaten kennenlernten - weder Koestler noch Orwell, weder Carola Stern noch Wolfgang Leonhard, von der Kontroverse zwischen Sartre und Camus ganz zu schweigen: In Berlin las ich dann heimlich diese ganze Literatur so schnell wie möglich nach, um nicht als ganz hinterwäldlerisch zu gelten.

³⁸ Eine ganz fatale Rolle schreibe ich den für uns damals verbindlichen Lesebüchern des Bender-Verlags zu - und ganz besonders dessen Lyrik-Band, der schlicht ein beschämender, widerlicher Skandal war, so sehr, dass ich als Schüler 1963 oder 1964 sogar einen Protestbrief an den Verlag schrieb, der natürlich nie beantwortet wurde. Es ging mir darum, dass man dort einige viertklassige, vertrottelte, oft auch noch mit dem NS sympathisierende

finde ich im Rückblick, dass wir aus der deutschen Literaturgeschichte nur einen ziemlich mageren Kanon serviert bekamen; was ich heute weiß, habe ich mir meistens später erst selbst „erlesen“. Dafür nur ein Beispiel: Lessings entzückende Komödie „Minna von Barnhelm“ hätte man uns damals sehr geschickt und wirkungsvoll vermitteln können... - was war aber auch von einer Schule zu erwarten, die einen NS-Dichter wie Wilhelm von Scholz hofierte³⁹ und einen nach ihm benannten Preis verlieh (neben dem Scheffel-Preis, den ich annahm, während ich den Scholz-Preis ablehnte; ich hatte wenigstens die Wahl frei) - ?

Im Rückblick kann ich mir die Entwicklung über diese Jahre nur als eine - zumindest! - zweigleisige erklären: Die Schulausbildung lieferte einen gewissen Kanon, den man allerdings aus seinen Einschränkungen herauslösen und selbst erweitern musste. Dabei waren manche - wenn auch selten - Anregungen einiger weniger Lehrer ein wichtiger Einstieg, aber auch nicht mehr. Im Ort selbst gab es wenige „kulturelle Netze“, die weiter halfen; eines davon war das Stadttheater, das sich einer von uns sehr weitgehend erschloss - für mich war das nichts, ebenso wenig wie die musikalische Szenerie, in der viele aus meiner Klasse Erfolg hatten.

Daneben gab es einige Treffpunkte, die ich sehr regelmäßig frequentierte, nachdem ich älter als 16 Jahre war, also abends dorthin durfte: Eine Kneipe namens „Roter Hut“, deren für mich wichtige Attraktion nicht nur darin lag, dass ich dort Gesprächspartner*innen traf, sondern auch, dass dort fast den ganzen Abend mehr oder minder aktueller Jazz vom Plattenteller lief. Das Lokal und ein, zwei weitere Kneipen waren Treffpunkte, wo ich reden und diskutieren, aber auch einfach „abhängen“ konnte und viele Anregungen aufschnappte, denen ich dann in meiner relativen Isolation zuhause nachgehen konnte (in dem Ortsteil, in dem ich wohnte, gab es niemanden aus der Schule, es gab auch keine Kneipe, in die ich hätte gehen können, erst recht kein „Jugendzentrum“ oder dergleichen).

Schließlich organisierten wir uns - einige Schüler und Schüler*innen aus verschiedenen Klassen - unseren eigenen „Bildungsverein“. Jede/r stellte wenigstens ein Buch oder eine Lektüre vor; es gab nur Tee und es fand zunächst in der Privatwohnung eines Freundes statt, wo wir „tagen“ durften. Gegen das Ende (unserer Schulzeit) hin wurden wir kühn und luden sogar, ein oder zweimal, auch Lehrer ein, die wir hatten. Es war, wie ich glaube, ein ziemlich singuläres Unternehmen. -

Kitschiers (z. B. Weinheber) aufgenommen hatte - aber keine Else Lasker-Schüler, keinen Gottfried Benn, keinen Paul Celan, schon gar keinen Bert Brecht (um nur drei ganz verschiedene Beispiele zu nennen) - wir armen Schüler*innen hätten ja vielleicht eine kommunistische Vergiftung abkriegen können... Das Ganze ist nur zu erklären vor dem Hintergrund der damaligen bleiernen CDU-Herrschaft im Land, die ihren verdienten „Höhepunkt“ in dem verbrecherischen Ex-Marine-Richter Filbinger fand, der kurz nach meinem Weggang von Konstanz 1966 als Nachfolger Kiesingers (des ebenso NS-belasteten) Ministerpräsident wurde und es 12 Jahre lang blieb... - !

³⁹ Natürlich erfuhren wir von seiner NS-Geschichte nichts - er lebte damals noch in Konstanz und war als ehemaliger Schüler des Gymnasiums quasi sakrosankt; ich kannte nur einige Gerüchte von seinem Engagement für die Nazis. Zu Näherem: Vgl. den Wikipedia-Eintrag zu seiner Person.

Zum Abschluss gestatte ich mir eine Mini-Skizze meiner literarischen Rezeptionsgeschichte, um die Bedürftigkeit des ganzen Rahmens zu illustrieren, in dem wir - und damit natürlich auch ich - eingespannt waren: Für mich bleierne Jahre von 1960 bis 1965, denen ich gern entkommen wollte, ohne eine genauere Vorstellung davon zu haben, wie das stattfinden sollte - außer durch ein Studium, wofür bald feststand, dass es in Berlin an der Freien Universität stattfinden sollte. -

Ich weiß nicht mehr, wie ich auf Gottfried Benn aufmerksam wurde - möglicherweise durch zwei Anthologien expressionistischer Lyrik (Kurt Pinthus' „Menschheitsdämmerung“ und eine weitere, kleine Sammlung in der "sonderreihe dtv"). Für einen pubertierenden, nach Aufsässigkeit verlangenden Jugendlichen von 16 oder 17 Jahren ist es nicht erstaunlich, dass die Faszination von den frühen Gedichten Benns ausging. Selbst in Konstanz war es dann 1962/63 nicht allzu schwer, mehr von ihm aufzutreiben - zunächst kaufte ich einige kleinere Lyrikbände, die im Limes-Verlag erschienen waren; dann gab ich mir einen Ruck, riskierte die für meine Verhältnisse große Investition und kaufte einige Bände der ersten Werkausgabe, die ebenfalls bei Limes erschien. - Ich war fasziniert, kann mich aber nicht daran erinnern, dass ich damals auf seine NS-Vergangenheit gestoßen wäre. Ich gebe gern zu, dass ich dem „Sound“ dieser Gedichte, aber auch der Prosa schnell erlegen bin. Dazu trug entscheidend bei, dass 1960 die Langspielplatte „Lyrik und Jazz Gottfried Benn“ erschienen war, die von Gerd Westphal gesprochen wurde - ein Klassiker, den man heute noch kaufen kann. - Für meine Ahnungslosigkeit spricht, dass ich damals auch seine Prosa nicht als elitär, rassistisch und stockkonservativ einstufen konnte: Ich hatte gar kein Instrumentarium dafür zur Verfügung. Das erhielt ich erst später, in Berlin. Selbst die Wellershoff-Biografie, die ich las, half mir da zunächst nicht sehr viel weiter - das kam erst in ganzer Klarheit zum Tragen durch Klaus Theweleits Anatomie der Bennischen Verkommenheit und Tragik.

So bleibt heute die CD als kulturgeschichtliches Relikt, das Teile meiner damaligen „Stimmung(en)“ abbildet - manchmal nach wie vor bezaubernd und fast berauschend, manchmal extrem ernüchternd. Immerhin: Benn artikulierte nicht nur mein pubertäres emotionales Gewirr, sondern integrierte für mich auch die sehr ungefähre Antikenschwärmerei, die insbesondere auf Robert Ranke-Graves' 2 Bände „Griechische Mythologie. Quellen und Deutung“ zurückging, die ich mir etwa 1962 kaufte - das führte nun ganz weit weg von den Nazi-Konnotationen, die ich vermied. Das wiederum hatte damit zu tun, dass ich den großen Konkurrenten nicht ausstehen konnte und kann: Bert Brecht. Das lag keineswegs etwa an seiner linken, kommunistischen Einstellung, sondern an seinem Machismo, der mich hart abstieß - ähnlich wie der von Klaus Kinski, der ja jahrelang Publikumsgespräch war und zu meiner Verärgerung oftmals gerade Frauen ansprach, die ich schätzte. -

Ein krasser Kontrapunkt ergab sich durch die Lektüre von Arno Schmidt, den ich eher zufällig durch seine Taschenbücher im Fischer-Verlag kennenlernte. Auch bei Schmidt war es die Protest-Attitüde, die mir gefiel, dazu die rabiate Behandlung der Sprache (wie bei

Benn und im Expressionismus, auf den sich Schmidt immer wieder bezog) - aber ebenso seine Antiken-Rezeption. Ich begriff damals nicht, dass Schmidt damit seine unvollständige Schulbildung kompensierte. - Während ich Benn recht rasch in meinem Freundeskreis populär machen konnte, gelang mir das mit Schmidt nicht - ich las aber immer weiter seine Bücher und wurde immer mehr überzeugt.

Das hatte eine Konsequenz, die ich damals aber nicht weiter verfolgte: Schmidt lobte James Joyce. Ein Freund machte mich auf die damals maßgebliche Übersetzung des „Ulysses“ durch Georg Goyert aufmerksam, die bei dtv erschien - mit der war ich aber überhaupt nicht zufrieden und legte die zweibändige Taschenbuch-Ausgabe bald wieder weg: Dieser „Funke“ zündete erst sehr viel später (und wurde schließlich sogar zum Thema in meinem Rigorosum im Nebenfach Germanistik 1977). -

Arno Schmidt habe ich in den Folgejahren nicht mehr aus den Augen verloren und bin nur einmal vor einem Bucherwerb zurückgezuckt: Die Erstausgabe von „Zettels Traum“ war mir als Student zu teuer, und ich war entzückt, als mir jemand 1972 den Raubdruck schenkte, den ich heute noch besitze (neben einigen weiteren Ausgaben dieses Buches, das gegenwärtig wohl sehr in der Literaturgeschichte versunken ist). - Dazu später mehr.

-

Als Resümee kann ich heute akzeptieren, dass die Schule einerseits, meine eigene Lektüre andererseits so etwas wie ein weitläufiges Fundament für eine Bildung gelegt haben, die ziemlich buntscheckig und lückenhaft war - und letztlich wohl auch so geblieben ist. Mir ist schon zu Schulzeiten ziemlich vage, dann im Verlauf des Studiums deutlicher und schließlich auf dem Weg zur Promotion geradezu schmerzhaft deutlich geworden, dass mir etwas fehlt, was vielleicht bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts noch möglich war: Eine gründliche Ausbildung in Philosophie (auch in Religion) und mehreren Teilgebieten der Kulturgeschichte, ganz abgesehen von Grundkenntnissen in Mathematik und Naturwissenschaften. Manches habe ich später zu systematisieren versucht, so z. B. manche Kenntnisse in deutscher Literaturgeschichte, einiges sogar auch in der französischen⁴⁰ und englischen⁴¹ Literatur - es mag für einen Politologen ganz passabel sein, aber es ist insgesamt eine ziemliche Bruchbude.

Natürlich gibt es einige Entschuldigungen und einige auch ganz schlüssige Erklärungen dafür. Vor allem war und ist es so, dass das verfügbare Wissen immer schneller angewachsen ist. Das machte sich für mich bereits im Studium bemerkbar, dann aber ganz schmerzhaft in den ersten Jahren meiner Lehrtätigkeit. Die Angehörigen einer Generati-

⁴⁰ Kennzeichnend ist meine Unkenntnis von Marcel Proust (den richtigen Zeitpunkt dafür habe ich wohl verpasst) und ebenso die der Tagebücher der Brüder Goncourt. Der Rest - abgesehen von Einsprengeln des Existentialismus - verteilt sich auf Zufälligkeiten, die nicht so recht vorzeigbar sind (z. B. nur „Germinal“ von Zola oder Verstreutes von Maupassant).

⁴¹ Angeregt durch Arno Schmidts Übersetzungsaktivitäten, aber auch darüber hinaus beschäftigte ich mich eine Zeitlang ebenso intensiv wie sympathisierend mit dem 18. und 19. Jahrhundert; es mündete dann in die teils rationale, teils irrationale Beschäftigung mit Joyce (der natürlich eine Kategorie für sich ist); Chesterton, Bulwer-Lytton und Lewis Carroll, aber leider auch Vistoria Woolff und andere entdeckte ich erst viel später.

on vor mir - wie etwa mein Doktorvater Wolf-Dieter Narr und der jahrelange Freund Johannes Agnoli - hatten noch die Zeit, sich quasi „klassisch“ umfassend zu bilden. In den nur sieben Semestern meines Studiums ist mir das auch deswegen nicht gelungen, weil die Vorbildung in der Schule so inkonsistent war - auch wenn sich einige Lehrer viel Mühe gaben und sich durchaus auszeichneten.

Meine eigenen Bildungsbemühungen waren dem entsprechend bis zum Abitur ebenso inkonsistent und nicht einmal komplementär zum Schulprogramm. In den Jahren von 1960 bis 1965 musste ich die Provinzialität der südbadischen Bildungslandschaft insbesondere mit dem Blick auf die Moderne ausgleichen, ebenso mit Blick auf die Zeitgeschichte, vor allem in Fragen nach dem NS und dem Kommunismus/Sozialismus. Was ich akkumulierte, war Sachwissen ohne Kontexte - :

- Niemand erklärte mir, wie ich Churchill zu verstehen hätte;
- niemand gab mir einen Zusammenhang, in dem ich die Aussagen des Zeithistorikers Bracher hätte verstehen können;
- niemand hatte Hinweise, wie (nicht nur) ich die Existentialisten zu verstehen hätte, vor allem auch in ihrer Kritik am Marxismus;
- niemand war in der Lage, mir die Bedeutung von Simone de Beauvoir⁴² zu erklären, beispielsweise im Kontrast zu Françoise Sagan;
- niemand verdeutlichte mir, dass Picasso nicht nur diese Mädchenbilder gemalt hatte, sondern auch „Guernica“, und das auch noch in einem bestimmten Auftrag und zu einem bestimmten Zeitpunkt⁴³...

Und vor allem: Ich wusste auch nicht, wen ich hätte fragen sollen.

So kam ich mit einem Haufen recht heterogenen und teils zufälligen Wissensgerümpels an die Universität und musste als erstes lernen, dass ich fast alles zu vergessen hätte, was ich sicher zu wissen glaubte. Um es gleich vorweg zu sagen: Die Bestürzung darüber hat nicht aufgehört; vieles, sehr vieles von meinem Unwissen ist mir bis heute z. T. sehr peinlich. - Immerhin habe ich gelernt, dass meine paar tausend seitdem gekauften Bücher dem nicht abgeholfen haben, und selbst einige tausend mehr ebenso wenig. Ich kaufe also nicht mehr so viele hinzu.

Studium, Phase 1: Freie Universität Berlin, Otto-Suhr-Institut, 1965 bis zum Vordiplom 1967

⁴² Dass ich damit nicht allein war, zeigt mir eine Äußerung - ausgerechnet! - von Alice Schwarzer, die in dieser Zeit als Au pair nach Paris ging - und später zur Biografin von Simone Beauvoir wurde, von der sie zunächst nichts wusste.

⁴³ Ich wusste nicht einmal, dass es die berühmte Friedenstaube von ihm gab/gibt.

Nach Berlin kam ich überstürzt mit der Bahn angereist, mit zwei Koffern und als ziemlich ahnungsloser südwestdeutscher Provinzler. Ich hatte es nahezu nachtwandlerisch geschafft⁴⁴, am Otto-Suhr-Institut Student zu werden - damals eine der ersten Adressen für das noch ziemlich neue Fach Politologie (nur in Frankreich, so munkelte man, gab es eine ähnliche Einrichtung). Ich stellte bald fest, dass es mir so ging wie vielen anderen - alle brachten eine irgendwie beeindruckende Schulvergangenheit mit, die prompt und umstandslos in die Bedeutungslosigkeit versenkt wurde⁴⁵.

Nach dem Absolvieren der äußerst bürokratischen, schwerfälligen und umständlichen Immatrikulationsformalitäten (mit stundenlangen Wartezeiten auf öden Fluren) und nach einer mehr als zweimonatigen, sehr frustrierenden Zimmersuche, die gleichzeitig desillusionierte (und mein Zimmer zuhause als eine wahre Idylle erscheinen ließ), wurde alles einerseits hektisch, andererseits nahezu beliebig und aufreizend langsam.

Ich dachte, dass ich jetzt dort angekommen sei, wo ich immer hin wollte, und dass ich so fleißig sein müsste, dass ich überall nur die besten Noten bekäme. Das erledigte sich angesichts des Grundstudiums recht rasch - auch in der Politologie gab es Bereiche, die ich lästig fand (Politische Ökonomie und Statistik), andere waren nur für's kompromisslose Lernen da (Politische und Wirtschaftsgeografie und Staatsrecht); Geschichte war ein gewisser Trost, interessant waren die Einführungsveranstaltungen in die Geschichte und die Ideologie des Nationalsozialismus, schließlich dann die Grundlagen der Entwicklung und Geschichte des Sozialismus, der Sozialdemokratie und der Kommunisten (mit der DDR „vor der Haustür“ samt der Mauer). Internationale Entwicklungen interessierten mich auch - ich merkte aber, dass mich die Sprachbarriere behinderte (kein Englisch in der Schule; Französisch war uninteressant, Italienisch noch viel mehr, auch wenn sich Spanisch dadurch etwas leichter erschloss).

Zu all dem kam der doppelte Kontrast zwischen dem „normalen“ Studium und der beginnenden „Studentenbewegung“ einerseits (ich absolvierte meine Vordiplom- bzw. Zwischenprüfung in den Tagen, in denen Benno Ohnesorg von der Polizei erschossen wurde) - und der regelmäßigen Rückkehr nach Konstanz andererseits, wo ich in allen Semesterferien bis einschließlich Februar/März/April 1968 auf dem Bau arbeitete und wo sich reinweg gar nichts bewegte. Diese phasenweise „Entschleunigung“ verhalf mir allerdings dazu, punktuell ein etwas fundiereres Bildungserlebnis zu bekommen: Die ausführliche Beschäftigung mit Martin Buber⁴⁶ und die Enttäuschung über die scheinbar geringe intel-

⁴⁴ Mir kam zugute, dass das Suso-Gymnasium bundesweit so bekannt war, dass es einen Bonus bekam - so wurde wohl mein etwas flauer Abitur-Schnitt von 2,7 um eine ganze Note hochgestuft - und ich bekam den Studienplatz; ich hatte das nicht erwartet und arbeitete zum Geldverdienen auf einer Baustelle, als mein Vater mich dort abholte und sagte, ich müsse jetzt sofort nach Berlin fahren, um mit dem Studieren anzufangen.

⁴⁵ Ich war völlig verblüfft, als ein Kollege noch Anfang der 70er Jahre in einem offiziellen Lebenslauf angab, er sei Scheffel-Preisträger - der Preis war zwar bundesweit verliehen worden und ich hatte ihn auch bekommen, aber ich war nicht einmal auf die Idee gekommen, ihn bei meiner Bewerbung um den Studienplatz zu erwähnen; laut Wikipedia gibt es den Preis heute noch...

⁴⁶ Ich hatte mir das Thema aus zwei Gründen ausgesucht: Einerseits ging es um Utopien mit einem deutlichen zeitgeschichtlichen Hintergrund (der Entwicklung Israels und der Kibbuzim); andererseits hatte ich bereits 1966

lektuelle Tiefe seiner Visionen - ich hatte kein Gespür für die religiöse Dimension⁴⁷, ähnlich wie später in der Beschäftigung mit der Bekennenden Kirche und Dietrich Bonhoeffer etwa - obwohl unsere Institutsräume direkt in den Häusern waren, in denen das Widerstands-Ehepaar Harnack aktiv war - aber ein paar Schritte entfernt lagen auch die Büros, in denen die Vorgesetzten von Mengele saßen⁴⁸ - das wurde damals alles kaum thematisiert. Wir hätten es wissen können - aber unser Interesse an historischen Orten des NS war völlig unterentwickelt, und auch die Emigranten unter unseren Professoren sagten uns von sich aus dazu nichts⁴⁹; „antifaschistische Stadtrundfahrten“, die wir in der Bildungsarbeit erst viel später initiierten, lagen eben noch in ziemlich weiter Ferne. -

Was mich im Rückblick beschäftigt, ist die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (E. Bloch; später: E. J. Hobsbawm)⁵⁰, der wir als Student*innen ausgesetzt waren und die ich - wenn auch nicht sehr bewusst - durchlebte. Die Schule und die Gesellschaft, die sie damals trug, später aber auch noch die Universität vermittelten uns den Kontext nicht, in dem wir als „Generation“⁵¹ standen; es ist deshalb ziemlich grober Unfug, uns für die damalige Zeit ein mangelndes historisches Problembewusstsein vorzuwerfen⁵². Verständlich ist das alles unter anderem auch daraus, dass es sich um sehr schnelle Abläufe in einer ungewöhnlich bewegten Zeit handelte, die planmäßige, reflektierte Aktionen weder für die unmittelbare Gegenwart noch für den Rückblick auf die Vergangenheit zuließ. Es bereitete sich ja nicht nur die „Woge von 1968“ in den westlichen Gesellschaften vor, sondern ebenso die im Machtbereich der Sowjetunion; in Griechenland fand der Mi-

Prag besucht (wenn auch noch zuerst auf den Spuren von Meyrinks „Golem“) und hatte einen Eindruck davon bekommen, was der Versuch der Nazis bedeutete, das Judentum auszulöschen - und in Prag auch noch ein Museum dafür einzurichten: Ein brutaler, geistloser und verkommener Zynismus. - Außerdem hatte ich damals noch vor, Israel zu besuchen; die politische Entwicklung kam dazwischen.

⁴⁷ Einer der Kernsätze Bubers über die utopische Dimension von Kibbuzim u. ä. lautete, die Mitte der Gemeinde liege in Gott. Damit konnte ich als Agnostiker nicht viel anfangen und schrieb das auch in meine Seminararbeit - was vom Prof. (Flechtheim) auch positiv honoriert wurde (von seinem vorzensierenden, sehr kirchlich gebundenen Assistenten (Th. Ebert) hingegen gar nicht).

⁴⁸ Die Gebäude in der Ihnestraße in Dahlem gehörten zur „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft“, dem Vorläufer der Max-Planck-Gesellschaft; in den 80er Jahren wurde eine Gedenktafel angebracht. Das Harnack House, das damals zur US-Army gehörte, lag direkt gegenüber (und wiederum gleich neben dem Otto-Suhr-Institut). Als ich Anfang der 70er Jahre eines dieser Büros bezog, wusste ich nichts davon - ebenso wenig wie die Kolleg*innen. Im Keller des Gebäudes gab es lange Zeit ein Café, in dem auch Rudi Dutschke häufig anzutreffen war, der u. a. ein durchaus geschätzter Student bei Richard Löwenthal war, wie ich erfuhr, als ich 1970/71 bei ihm als Hilfsassistent zu arbeiten anfang.

⁴⁹ Wir kamen damals nicht auf die Idee, sie als Zeitzeugen im heutigen Verständnis zu begreifen; um sie „einfach so“ zu befragen, hatten wir zuviel falschen Respekt vor ihnen.

⁵⁰ Vgl. dazu das in diesem Fall durchaus informative Stichwort „Ungleichzeitigkeit“ bei Wikipedia.

⁵¹ Außerhalb der an der Uni von Karl Mannheim etablierten Diskussion über den Begriff „Generation“ war er damals wenig geläufig, und wir bezogen ihn schon gar nicht auf uns. Scheuch hatte zwar von einer „skeptischen Generation“ geschrieben, aber damit waren eher die heute so genannten „Flakhelfer“ à la Helmut Schmidt oder Günter Grass gemeint.

⁵² Immerhin gab es schon damals (1967) die bekannte Initiative „Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren“, vor der sich viele Professoren - zu Recht! - fürchteten; solche Vorstöße blieben aber bis etwa Mitte der 70er Jahre ziemlich vereinzelt. Erst die Bewegung der Geschichtswerkstätten griff nach 1975 diese Impulse wieder auf und verbreitete sie in einem erstaunlichen Ausmaß auf die gesamte BRD - ebenfalls gegen einen allgegenwärtigen, zähen Widerstand aller Konservativen: Vgl. dazu noch Anfang der 80er Jahre die ungeheure Mühe des „schrecklichen Mädchens“ Anja Rosmus, die NS-Geschichte ihrer Heimatstadt Passau zu dokumentieren (1990 wurde dazu sogar ein Film gedreht) - sie wurde so angefeindet, dass sie ihre Heimatstadt verließ.

litärputsch statt und führte zur Diktatur (mit parallelen Verläufen in der Türkei); zeitgleich verlief die „Kulturrevolution“ in der Volksrepublik China (seit 1966); im Oktober 1967 wurde Che Guevara in Bolivien erschossen; der Vietnam-Krieg dauerte an; der „Sieben-Tage-Krieg“ in und um Israel erschütterte den Nahen Osten - ganz abgesehen von sehr bewegenden Ereignissen wie der Mondlandung der Amerikaner, die im „Apollo-Programm“ vorangetrieben wurde; fast zeitgleich wurde Martin Luther King ermordet; in der BRD kam es nach langen Diskussionen zur Verabschiedung der Notstandsgesetze und einer der größten Gegendemonstrationen in der BRD bis dahin (an der ich in Bonn teilnahm) usw. usf.: Der Versuch, das alles zusammen zu denken, ist auch heute noch schwer. Für mich war es in der Zeit, in der ich mit meiner Vordiplom-Prüfung mein Grundstudium im Sommer 1967 abschloss, kaum möglich, alle diese Ereignisse als „Bildungserlebnisse“ einzuordnen. Die Frage, was ich nach dem Studium damit anfangen sollte, ein Diplom zu haben, stellte ich damals zurück, beschloss aber, mich nicht „systemkonform“ zu verhalten⁵³.

Studium, Phase 2: Vom Sommer 1967 bis zum Sommer 1969 (Diplom)

Im Herbst 1967 zog ich von Zehlendorf Süd nach Wannsee um und begann damit eine neue Phase, die über das Diplom hinausreichte und erst fast zehn Jahre später endete. Sie führte mich in eine Berufsrolle, die ich mir vorher nicht vorgestellt hatte, und brachte mir einige Klarheiten, die sich als stabil erwiesen: *Konservatismus* ist mir unmöglich - er würde mich auffressen und zu einem Idioten machen; *Extremismus*, speziell in den Formen der damals entstehenden RAF, würde mich sinnlos umbringen und wäre nutzlos; *Kommunismus* wäre nur eine andere Form von Religion, die mir als langsam sicherer werdendem Agnostiker unnützlich und ebenfalls mörderisch erschien. „*Liberalismus*“, der damals sehr eng mit der FDP assoziiert wurde, fiel nach meinen Erfahrungen mit dieser Partei komplett aus. Alle Wege führten also nach „links“ - also: Gegen soziale und politische Ungerechtigkeit; für umfassende Gleichheit, vor allem in den Lebenschancen; gegen unbegründete und unbegründbare Autorität, vor allem patriarchalischer Art; für eine Emanzipation vom bleiernen Lebenszuschnitt der alten BRD, den ich auch in Berlin außerhalb der Universität ganz massiv wieder antraf⁵⁴.

⁵³ Darunter verstand ich, dass ich eine der möglichen Karrieren völlig ausschloss: „Kofferträger“ eines Abgeordneten zu werden, um ihn dann zu „beerben“. Dass das als Modell nicht verschwunden ist, zeigt aktuell die Karriere des Philipp Amthor (CDU) erst in Vorpommern, dann im Bund.

⁵⁴ Im Rückblick übersieht man oft, dass die Student*innen und die „außerparlamentarische Opposition“ in Westberlin damals extrem unbeliebt waren. Die Springer-Blätter hetzten so massiv, dass es schließlich zu einer exemplarischen Lynch-Jagd auf einen Passanten kam, der Rudi Dutschke entfernt ähnlich sah - kurz bevor das Attentat auf ihn verübt wurde. Ich selbst entkam knapp einer Umzingelung durch Passanten in der Nähe des S-Bahnhofs Savignyplatz, die mich am liebsten in eine S-Bahn nach Ostberlin gezwungen hätten (so etwas wurde öfter versucht: „Geht doch nach drüben!“). Auf Demonstranten warfen Bürger Blumentöpfe vom Balkon usw. usf. Das steigerte sich bis zur Hysterie, als Anfang 1967 die „Kommune 1“ und gegen Ende 1967 die „Kommune

Bis zu meiner Diplomprüfung im Juni 1969 führte das zwar noch nicht in eine Konkretion eines Berufsweges, aber in eine Suche nach Positionsklärung. Das probierte ich politisch im Aktionsfeld der „außerparlamentarischen Opposition (ApO)“ aus und fand auch, dass ich das nicht nur mit anderen diskutieren könnte, sondern dass ich das auch in Bildungsarbeit vermitteln sollte - das Feld dafür war eben mein Fachbereich an der Universität, und ich wollte/sollte ihn auch durch praktische politische Arbeit „in der Gesellschaft“ ergänzen, um nicht nur in der Theorie zu versinken⁵⁵. Das machte ich dann auch; es führte mich schon vor dem Diplom in den Status des „Lehrenden“ - und danach in den Weg zur Berufsrolle eines Dozenten. Ich absolvierte diesen Weg ganz regelkonform: Erst „Wissenschaftlicher Tutor“ (bereits im Sommersemester 1969), dann wissenschaftlicher Hilfsassistent (1969/70, zuerst auf einer halben, dann auf einer vollen Stelle), danach wissenschaftlicher Assistent für etwas mehr als vier Jahre, dazu die Promotion; schließlich als Assistenzprofessor bis 1985 - mehr war am Otto-Suhr-Institut für mich damals nicht möglich.

Parallel zum beruflichen und politischen Lernprozess verlief meine private, teils bunte, teils wirre, teils abseitige Bildungsgeschichte. Aus der Sicht von heute hat sie für mich einen Doppelcharakter: Sie war autonom, das war ihre Stärke und ihre Schwäche zugleich. Mir half niemand - und ich hätte auch gar nicht gewusst, wo ich jemanden hätte suchen sollen. -

Während ich auf der einen Seite einen raschen Politisierungsprozess durchlief, kam auf der anderen Seite die klassische Bildung etwas arg ins Hintertreffen. Ich las zwar unverändert ziemlich viel, aber die Belletristik trat stark in den Hintergrund. Ich weiß noch, dass ich damals ziemlich viel von Thomas Mann las (zuletzt noch den „Zauberberg“); dann endete dieser Strang. Ich holte die Lektüre dessen nach, was ich von Arno Schmidt noch nicht kannte, und begann unter diesem Einfluss eine gewisse Annäherung an die Psychoanalyse (neben Freud auch Wilhelm Reich, der damals in billigen Raubdrucken unter die Student*innen gebracht wurde). Im Zusammenhang mit einer Seminararbeit über Babœuf las ich in einem jähren Schlenker auch die Memoiren von Chateaubriand (kam aber damals noch nicht zu Montaigne und Montesquieu). Eine sehr klare Linie gab es bei mir nicht; ich hielt mich von Theater und Kino fern und verschlang stattdessen das Junk Food von Krimis und Science Fiction⁵⁶.

2“ gegründet wurden; die Aufregung und Empörung darüber sprang bis auf die BRD über. Die Mehrheit der Studentenschaft betrachtete die Experimente mit teils amüsiertem Abstand. Es kam zwar später allgemein zu Gründungen von Wohngemeinschaften, die aber nicht die beiden „Kommunen“ imitierten.

⁵⁵ Der damit verbundene Bildungsauftrag war aberwitzig: Man sollte auf der Höhe der „bürgerlichen Diskussion“ sein, sie - vor allem aus marxistischer Sicht - kritisieren und eben in einem Bereich der „gesellschaftlichen Praxis“ arbeiten (für mich zunächst die „Gastarbeiter“ in Wolfsburg, dann die Jugendlichen im Berliner Bezirk Reinickendorf). Für meine literarischen und anderen kulturellen Interessen blieb nicht viel Raum - um so weniger, als durchaus arrivierte Literaten damals das „Ende des bürgerlichen Romans“ und Ähnliches propagierten.

⁵⁶ Die Qualität in den beiden Genres nahm damals stark zu - US-Krimis bezogen sich beispielsweise auf die Traumata der Vietnam-Kriegs-Veteranen (auch wenn dieser Begriff damals noch nicht verwendet wurde), und die SF-Autoren entfernten sich sehr weit vom Typus „Perry Rhodan“ - vgl. z. B. die bereits zitierte Ursula K. LeGuin.

Das selbst gewählte Komplementärprogramm bestand in einer ausführlichen und lang anhaltenden Aufarbeitung linker, sozialistischer, kommunistischer und teilweise auch anarchistischer Literatur. Ich erinnere mich an die voluminösen Bände „Dokumente der Weltrevolution“ (Walter Verlag), an viele Bände bei „Rowohlts Klassikern“ und weitere Bände in anderen Taschenbuch-Reihen (und auch an entlegene Titel von „verfemten“ Autor*innen, die in diesen Jahren in großen Mengen als Nach- bzw. Raubdrucke außerhalb der Buchhandlungen verkauft wurden). Plötzlich war das alles für die Buchindustrie aktuell, und ich holte in zwei Jahren das nach, was ich eigentlich in der Schulzeit schon hätte lesen und verstehen wollen. Dazu gehörten nicht nur die „Klassiker“, sondern vor allem auch die Oppositionellen und „Abweichler“, die Dissident*innen und „Verräter*innen“ mit ihren zum Teil furchtbaren Erlebnissen (soweit sie überhaupt überlebt hatten). Für mich war also Solschenizyn mit seinen Texten über den Gulag im Prinzip nichts Neues - obwohl für die Erfassung des ganzen mörderischen Terrors, den Stalin in immer weiteren Drehungen vorantrieb, noch nicht alles offen lag; es lag auch daran, dass gerade seine Opfer schwiegen⁵⁷ - einerseits aus nur allzu begründeter Angst, andererseits wegen einer Rückbindung an „ihre“ jeweilige KP, die ich erst verstand, als ich Horst-Eberhard Richters Konzept der „Überich-Substitution“ kennenlernte (das bei allen autoritären Persönlichkeiten herangezogen werden kann). Ich fand zunehmend, dass die Kenntnis solcher Konzepte zu einer umfassenden Bildung gehört, wie ich sie in der Schule nicht kannte.⁵⁸ -

Parallel zu dem nachholenden Lernen über Sozialismus & Co. verlief das Lernen zum Nationalsozialismus sowie zum Faschismus. Dafür opferte ich zunächst weniger Zeit, weil ich dachte, ich wüsste schon ziemlich viel; ich ahnte noch nicht einmal, wie sehr ich mich irrte. Das Ausmaß, in dem der NS das Fundament der BRD wie ein Hausschwamm durchsetzt hatte, wurde mir erst im Lauf der Jahre etwas klarer - ich hatte es bis dahin nur auf einige personelle Kontinuitäten bezogen, aber nicht auf die Fundamente. Auch für mich galt das typische Beispiel: Daraufhin befragt, wie viele Lager es im NS in Deutschland gegeben habe, hätte ich auf vielleicht 100 geschätzt - aber niemals auf die Zehntausende, die bereits im Verzeichnis des Roten Kreuzes kurz nach dem Krieg aufgelistet waren (das Verzeichnis wurde erst in den 70er Jahren vom Verlag Zweitausendeins neu veröffentlicht; erst 1990 folgte das entsprechende Buch von Gudrun Schwarz).

⁵⁷ Ganz abgesehen davon, dass die sowjetischen Archive geschlossen waren und blieben - ich erinnere nur an die bekannten und politisch hoch brisanten Fälle des Hitler-Stalin-Paktes mit den Gebietsaufteilungen im Osten Polens sowie an die Massenmord-Verbrechen von Katýn. Es kam hinzu, dass zu diesen Fragen auch eine Diskussion in der DDR völlig unmöglich war - schließlich lebten auch deren Dissidenten oft schon in der BRD.

⁵⁸ Nicht nur die Schule und die von ihr vermittelte Bildung waren „kontaminiert“. Autoren wie Hans Sedlmayr („Verlust der Mitte“), Arnold Gehlen („Die Seele im technischen Zeitalter“) oder José Ortega y Gasset („Aufstand der Massen“) erschienen bis in die 60er Jahre in Massenaufgaben auch in progressiven Verlagen als Taschenbücher und verwirrten mich eine Zeitlang erheblich. Zumindest Sedlmayr und Gehlen waren erheblich NS-belastet; Ortega galt eher als Konservativer. - Auf der anderen Seite gab es kaum ein spürbares Gegengewicht. Freud war mir zwar bekannt; ich versuchte auch, seine Werke zu lesen, kam damit aber nicht recht voran - er galt ebenso als „Hypermoderner“ wie Picasso und war vor allem der katholischen Kirche äußerst suspekt. Uns als Schüler*innen fehlten sämtliche Instrumente, diese Fragestellungen zu kontextualisieren - und oft genug hatte ich den Eindruck, dass - von den wenigen bereits benannten Ausnahmen abgesehen - auch die Lehrer*innen sich dazu lieber nicht verhalten wollten.

Gemessen daran war der *Kommunismus* für mich als Schüler in Konstanz eher eine Randerscheinung⁵⁹, wurde in der Gesellschaft dort aber wegen der Existenz der Sowjetunion und der DDR in unendlicher Vergrößerung unermüdlich zu einer aktuell tödlichen Gefahr hochstilisiert. Damit bekam der *Antikommunismus* einen Stellenwert, der in seinen Langzeit-Wirkungen bis heute wohl immer noch unterschätzt wird⁶⁰. -

Im Frühjahr und Frühsommer 1969 schrieb ich meine Diplomarbeit „Räte als Modell demokratischer Beteiligung - gestern und morgen“ und übernahm mich damit so sehr, dass sie fast scheiterte. Ich lernte eine Menge daraus; erfreulicherweise konnte ich die Prüfung im mündlichen Bereich „retten“. Damit war mein Studium Mitte Juli 1969 beendet. Es erschien mir als relativ unwesentlich. Im Nachhinein denke ich, dass es mit sieben Semestern als Bildungserlebnis etwas sehr knapp ausgefallen ist. Dass ich bereits angefangen hatte, als „Lehrkraft“ zu arbeiten, warf mich in eine Phase stark erhöhter Anstrengung: Die Vorbereitung meiner einen, dann zwei Lehrveranstaltungen fraß mich fast auf; schließlich war ich mit 23 Jahren oft jünger als meine Student*innen (und manchen von ihnen in den Fachkenntnissen nur knapp voraus). Für eine umfangreichere Erweiterung meiner Allgemeinbildung war nur sehr wenig Zeit da.

Lehre in Berlin: Erste Phase, 1969 bis 1975

Meine rasch aufeinander folgenden „Karriereschritte“ und die darin enthaltene Verpflichtung, möglichst bald begleitend eine Dissertation zu schreiben, waren schon per se ziemlich stressig. Dazu kamen zwei sehr heterogene neue Schwerpunkte: In der ursprünglichen Dissertationsplanung wollte ich ein DDR-Thema behandeln (was scheiterte); dazu beschäftigte ich mich intensiver als vorher mit dem Leben dort (am Beispiel meiner Familie, die in Karl-Marx-Stadt lebte) und mit der unvermeidlichen Schwierigkeit, die Selbstdarstellung der DDR zu „dechiffrieren“. Der andere Schwerpunkt war, dass ich gleichzeitig, vermittelt durch einen quasi vorbildhaften Kollegen, die ersten Schritte dazu machte, Italien kennen zu lernen - als ich 1969 das erste Mal in die Dolomitenlandschaft fuhr, hatte ich keine Ahnung, dass das nicht nur hieß, möglichst rasch die Sprache zu lernen (was nach anderthalb Jahren ohne Kurse oder Volkshochschulen für den Alltagsgebrauch ganz gut funktionierte), sondern auch das Land kennenzulernen - inzwischen kenne ich von Italien fast so viel wie von der BRD heute.

⁵⁹ Bis heute ist es in Südbaden wohl so, dass der Bezug auf die DDR, dann auf die „neuen Bundesländer“ etwas sehr Fernes ist, das für den Alltag so gut wie keine Rolle spielt(e). Das gilt insbesondere für die dort Lebenden, die die alte Grenze zwischen der BRD und der DDR nie überschritten haben (abgesehen vielleicht von einem Besuch Westberlins).

⁶⁰ Eine Ausdrucksform dieser Einstellungsmuster war bis in die 60er Jahre die - teils stark vergrößerte - Totalitarismus-Theorie, die von Hannah Arendt „abgeleitet“ und zu einem politischen Kampfbegriff umformuliert wurde. Heute gilt das für die Extremismus-Theorie, die zwar ebenfalls vielfach widerlegt wurde, aber dennoch unausgesetzt von konservativer Seite als Instrument im politischen Kampf (hauptsächlich gegen „links“) eingesetzt wird.

Dazu traten weitere, neue Schwerpunkte, deren Gewicht ich erst im Lauf der Zeit bzw. wesentlich später wahrnahm (das gilt auch für das Autofahren, das für mich gegenwärtig langsam seinem Ende entgegengeht).

Jeder Schwerpunkt ist gewichtig genug für einen eigenen, kleinen Exkurs. Andere berücksichtige ich später in anderen Kontexten.

Exkurs 1: Lernen nicht von, sondern an der DDR

Als die Familie 1950/51 die gerade erst gegründete DDR verließ, verstand ich von diesem neuen Staat nichts - erst recht nicht davon, dass für meinen Vater dort eine unmittelbare Gefährdung bestand, die lebensbedrohlich hätte sein können⁶¹. - Als ich 1965 zum Studieren nach Westberlin kam, hatte der erst kurze Zeit zurückliegende Mauerbau natürlich mein Urteil beeinflusst - aber ich nahm ihn hin, weil er im Kontext des Kalten Krieges irreversibel erschien. Neben dieser politischen Realität stand die Tatsache, dass fast die gesamte Familie mütterlicher-, aber auch väterlicherseits nach wie vor in Karl-Marx-Stadt und der näheren Umgebung lebte. Interessiert war ich vor allem an meinem Cousin, der wie ich das Abitur gemacht hatte und Chemie studierte; ich wusste von ihm nur wenig. Als die Möglichkeit eröffnet wurde, sie zu besuchen, fuhr ich bald dorthin - und bekam einen ganz anderen Eindruck als den von Berlin Ost, der Hauptstadt der DDR, die ich als sehr fremd erlebte⁶².

Damit etablierten sich zwei Realitäten, die, weil ich sie in meinem Denken und Empfinden nicht integrieren konnte, lange unverbunden nebeneinander her existierten. Besonders nach dem Diplom unternahm ich eine ganze Reihe von Anstrengungen, das Regime einerseits (für das Ostberlin stand) und den Alltag andererseits (in Karl-Marx-Stadt) zu verstehen.

Dabei spielte die Literatur der DDR eine gewichtige Rolle. Ich las nicht nur Hermann Kant und Christa Wolf, sondern auch die Propaganda-Literatur wie den „Werner Holt“ von Dieter Noll, ebenso aber auch Bücher von Stefan Heym; später kamen viele Bücher von Schriftstellerinnen dazu. Von Biermann jedoch wusste ich lange Zeit so gut wie nichts, bis er - vor allem durch den Wagenbach-Verlag, aber auch durch eine Kooperation mit Wolfgang Neuss - zu einer gewissen Prominenz in West-Berlin gelangte.

⁶¹ Es war tatsächlich hochgefährlich: Er arbeitete bei der „Wismut“ in Chemnitz und hatte mit der Lebensmittelversorgung zu tun. Als dort größere Unregelmäßigkeiten entdeckt wurden, fingen Verhaftungen durch die Russen an. Man riet meinem Vater, in den Westen zu gehen - Verhaftungen durch die Russen endeten nicht selten mit dem „Verschwinden“. Mein Vater wurde zwar in den späten 50er Jahren rehabilitiert, betrat aber bis Ende der sechziger Jahre die DDR nicht wieder.

⁶² Über diese Differenz zwischen West- und Ost-Berlin ist viel geschrieben worden; das Meiste davon trifft zu. Diese massive Irritation bei den jeweiligen Grenzübertritten empfanden wohl alle Besucher*innen der „Hauptstadt der DDR“. Eine der Konsequenzen war: Ich lernte nie jemanden kennen, der allen Ernstes behauptete, vom Westen „in den Osten“ wechseln zu wollen (auch die Sympathisanten der SEW nicht).

Berufsbedingt setzte ich mich vor allem mit den offiziellen Publikationen auseinander. Dabei begriff ich nur unzulänglich, wie unglaublich verlogen und zynisch sie waren - besonders die damals erscheinende „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“, an der Ulbricht selbst als Herausgeber beteiligt war: Je mehr die 8 Bände sich der Gegenwart annäherten, um so grotesker wurden die Verzerrungen und Lügen. - Als besonders schwachsinnig empfand ich auch die Versuche der Mitglieder und Sympathisanten der „Sozialistischen Einheitspartei Westberlin“ (SEW), mit denen ich immer wieder zu tun hatte: Sie waren oftmals weitaus engstirniger als die Betonköpfe der DDR - von den sowjetischen Autoren ganz zu schweigen. -

Dass die Familie in Karl-Marx-Stadt eher „regimetreu“ war und viele auch SED-Mitglieder waren, erklärte ich mir daraus, dass sie fast alle einen Lebenslauf nehmen konnten, der vor 1945 für sie unvorstellbar gewesen wäre: Viele wurden Akademiker oder bekamen Positionen im Berufsleben, die ebenfalls unerreichbar gewesen wären⁶³. Dennoch war ihre Einstellung durch eine tiefe Skepsis grundiert, die sie allerdings nicht mit mir diskutierten.

So ergab sich für mich ein zumindest doppelbödiges Bild: Auf der einen Seite die „kleine (familiäre) Idylle“ in Karl-Marx-Stadt, auf der anderen Seite die krude Machtpolitik der SED (nicht nur in Berlin). Die Staatssicherheit spielte bei den Begegnungen ebenso wenig eine Rolle wie bei meinen verschiedenen Besuchen in Ost-Berlin, war aber als „Hintergrundrauschen“ präsent; über die große Ausnahme habe ich im ersten Kapitel berichtet. - Dazu kam meine Romantisierung des Sozialismus, die beispielsweise von den Liedern Ernst Buschs (nicht nur, aber vor allem über den spanischen Bürgerkrieg) gefördert wurde; sie kursierten damals in der ganzen Linken in Westberlin. Dass sie in der DDR nicht eine solche Zustimmung auslösten, fiel mir (wenn überhaupt) nur gelegentlich auf.

So verstand ich vom Alltag in der DDR nicht viel - vielleicht 25 - 40 % - und hatte Mühe, hinter all den ideologischen Texten, die ich reichlich vorliegen hatte, immer wieder die „Machtfrage“ im Auge zu behalten, der die SED bekanntlich alles unterordnete. Von der inneren Opposition wusste ich zwar, dass es sie gab, aber ich hatte oder nutzte keine Chance, mit ihr in Verbindung zu kommen. Ich wusste nur, dass vor allem die „Kalten Krieger“ mit ihnen in Kontakt standen - und damit war meinem Blick auf die Zusammenhänge alles durch den äußerst massiven Antikommunismus verstellt, den ich schon aus meiner Schulzeit kannte und zu verachten gelernt hatte.

⁶³ Zweifellos mussten viele Stellen und Funktionen auch deswegen besetzt werden, weil ihre Inhaber in den Westen geflüchtet waren. Das hatte aber zur Konsequenz, dass die DDR ihre Begabungsreserven nutzte und darin durchaus effizient war - die BRD hat das geflissentlich „übersehen“, weil es implizit eine Kritik an ihren bildungspolitischen Defiziten war (wie sich spätestens nach dem Erschrecken über die „Bildungskatastrophe“ zeigte - 1964, kurze Zeit, nachdem der Zustrom von Qualifizierten aus der DDR versiegt war).

Kurz und gut: Daraus konnte nicht viel Gutes werden. Als mit Beginn der 80er Jahre die Lage in der DDR immer unerträglicher wurde (auch für einige meiner Familienmitglieder), resignierte ich in einer sehr diffusen Weise und fuhr nicht mehr nach Karl-Marx-Stadt⁶⁴.

Dass es 1989 zur „friedlichen Revolution“ kam, habe ich nicht vorausgesehen. Ich sah zwar so etwas wie einen Staatsbankrott voraus, hatte aber keine konkrete Vorstellung davon, welche Formen er annehmen könnte. Nach dem Machtantritt Gorbatschows, nach Glasnost und Perestroika spekulierte ich vage auf eine deutsch-deutsche Konföderation - das war alles.

Insgesamt gesehen ist meine Einstellung zur DDR von weitgehender Ahnungslosigkeit bestimmt gewesen - abgesehen von Einblicken in die Defizite ihrer ideologischen Anstrengungen, die ich seit der ersten Hälfte der 70er Jahre im Kern für „unmarxistisch“ und unhaltbar hielt. Danach verschob sich jedoch mein beruflicher Schwerpunkt und ich investierte zunächst nicht mehr viel in diese Fragestellungen, bis ich nach 1985 im Hannoverischen Wendland und damit wieder in der unmittelbaren Nachbarschaft zur DDR ankam.

Davon, dass ich von 1970 bis 1974 genauer von der Stasi beobachtet wurde (und danach in der Zeit im Wendland ab etwa 1986 auch wieder), wusste bzw. ahnte ich nichts.

Exkurs 2: Begegnung mit Italien

Meine erste „richtige“ Begegnung mit Italien fand 1969 in den Dolomiten in der Provinz Belluno statt, südlich von Cortina d' Ampezzo gelegen. Abgesehen von dem etwas abgelegenen Dolomitental Val Fiorentina kam ich auf diese Weise in die Provinzhauptstadt Belluno und lernte einige Merkmale solcher Städte am Südrand der Alpen kennen. Von alten römischen Torbögen bis hin zu faschistischen Bauten und der etwas breiigen, hässlichen Gestaltlosigkeit der Vorstädte war alles vertreten, ebenso der Verkehr, der anders als in Deutschland „funktionierte“, oder die Marktstände, die noch sehr „ursprünglich“ waren - und vor allem ein „Geheimtipp“ eines Restaurants, wo die Angestellten mittags zum Essen hingingen: Seitdem war ich vor allem auch von der Küche hingerissen und ärgerte mich halb, halb trauerte ich auch, wenn ich in die deutschen kulinarischen Elendsprovinzen zurückkehrte.

Dabei war das erst der Anfang.

Wenig später lernte ich die Toscana kennen - eine deutliche Steigerung: An Florenz vorbei über die Chiantigiana in die Colline metallifere nach Volterra, die sehr alte, schon etruskische Stadt, und in ein kleines Städtchen auf einem Hügel oberhalb des Cecina-Tals:

⁶⁴ Selbstkritisch muss ich natürlich hinzufügen, dass ich damit auch jede Chance verpasste, irgendetwas über die reale innere Opposition in der DDR zu erfahren - bei meiner Familie wäre mir das allerdings auch nicht gelungen.

Der Ausgangspunkt für einige Sternfahrten bis nach Arezzo, Siena, Pisa und Lucca, später auch zu den Cinque Terre (lange bevor die deutsche politische „Toskana-Fraktion“ sich dort breitmachte). Ich begriff, warum viele Deutsche ihre Bildungsreisen dorthin angetreten hatten: Es war eine krasse Alternative.

Ich blieb lange an Italien „hängen“, kam deswegen beispielsweise kaum je nach Frankreich oder gar nach England - und ich habe es nicht bereut. Diese Sturzflut von Bildung, die direkt auf das Fundament des Lateinunterrichts in der Schule aufprallte, machte die Antike plötzlich anschaulich und präsent: In L´Aquila, einem kleinen mittelitalienischen Städtchen, machte mir das eine Tafel an einem alten Turm auf sehr gelassene Art nachdrücklich deutlich: „Torre antica, forse romana“.

Antike und Renaissance, Zentren und Peripherien, Industrie und Landwirtschaft - alles war vertreten, natürlich neben der Kunst und neben einer oft theatralischen Lebensart (mit deutlicher Zunahme von Norden zum Süden hin), die damals noch nicht komplett touristisch vereinnahmt war. Ich konnte mich also so eben noch in den Reisebeschreibungen Goethes, Seumes, Winkelmanns oder Karl Philipp Moritz´ wiederfinden und verfiel der „italianità“, aber mehr noch dem Mediterranen. Das erweiterte sich noch, als ich ein bisschen von Neapel sah, mehrere Male auf Stromboli Urlaub machte, schließlich auch nach Apulien fuhr und im Ansatz begriff: Ein Mensch allein kann dieses Land nicht kennenlernen und erst recht nicht „begreifen“ - er spiegelt sich nur selbst darin, und wenn alles gut ist, wird daraus eine kritische Sympathie mit viel Respekt.

Ich weiß nicht, wieviel „nur“ die Impression für mich als Deutschen ausmachte - ich lerne zwar im Lauf der drei Jahrzehnte viele Italiener*innen kennen, habe aber nicht den Eindruck, dass ich das Land und seine Bewohner*innen auch nur ansatzweise „richtig“ verstanden hätte: Als sie beispielsweise immer wieder Berlusconi wählten, war ich ziemlich fassungslos: Ich hätte nie gedacht, dass eine solche Clown-Ausgabe von Mussolini einen solchen Erfolg haben könnte (und hoffe heute noch, dass sie nicht etwa doch noch Salvini an die Regierung befördern).

Erst in den vergangenen zehn oder 15 Jahren habe ich mich langsam von dieser Faszination gelöst - und mich der kanarischen Insel Lanzarote zugewandt, die etwas ganz anderes repräsentiert; aber das ist ein Kapitel für sich. Ich wünschte, die Deutschen könnten mehr als die touristischen Zonen des Landes kennenlernen⁶⁵ und dabei versuchen, sich selbst auf dem Umweg durch eine Sicht von außen zu finden - und zweifle sehr, ob das (noch) möglich ist. -

⁶⁵ Es galt - und gilt vielleicht auch immer noch - die „Faustregel“, dass 15 km von den Küsten entfernt und 15 km jenseits der großen touristischen „Highlights“ (wie Florenz oder Rom) das „eigentliche Land“ beginnt. Es erschließt sich nicht immer ganz leicht (und ohne Sprachkenntnisse noch viel weniger), ist aber viel faszinierender. Dazu, dass es so bleibt, trägt beispielsweise der Kreuzfahrt-, aber auch der Flugtourismus enorm bei. - Die „15-km-Regel“ gilt in den meisten Fällen, die ich kennengelernt habe - auf den Kanaren ebenso wie in Mecklenburg-Vorpommern. Etwas anders scheint es zu sein, wenn die touristische Durchdringung aufgrund der Naturräume flächendeckender wird, wie z. B. in den Teilen der Alpen, die ich besuchen konnte.

Exkurs 3: Die Lüneburger Heide - aus der Nähe besichtigt

Ein Komplementärstück zum fachlichen Bildungsprozess (wie etwa in Sachen DDR) und zum unverhofften Nachholen von konkreten Ansichten zur klassischen Gymnasialbildung (Italien) war ein ebenfalls eher spontan beginnender, dann aber zunehmend konzentrierter Bildungsprozess, der sich so verdichtete, dass er etwa ein Jahrzehnt später in den Plan mündete, dazu eine Habilitationsschrift zu verfassen - auch wenn es höchst fragwürdig war, ob sie irgend einen konkreten Nutzen für meine Karriere haben könnte.

Soweit ich es von heute aus bestimmen kann, waren die konkreten Ausgangspunkte die „ländlichen Schriften“ Arno Schmidts, die immer konkreter und plastischer wurden, je mehr er sich zum zweiten Mal der „ihm gemäßen Landschaft“ - also der Heide - nähern und schließlich sogar 1958 im Osten des Landkreises Celle im Dorf Bargfeld ein kleines Haus erwerben konnte. Während er sich in den Jahren in der Pfalz, im Saarland und in Darmstadt mit einem Kreisen aus der Distanz um dieses Sehnsuchtsland begnügen musste, erschienen nun in rascher Folge immer mehr „dichte Beschreibungen“ vor allem der Ostheide - beispielsweise 1960 im Roman „Kaff auch Mare Crisium“ sowie 1964 im Prosaaband „Kühe in Halbtrauer“.

Mich faszinierte dieser „magische Realismus“ so sehr, dass ich beschloss, mir die Landschaft und das Dorf näher anzusehen.



Etwa in dieser Zeit ist dieses Foto vom Wohnhaus der Schmidts entstanden, vom Dorf her gesehen; die hohen Büsche und die hohe Umzäunung direkt am Haus mit einem beachtlichen Holzzaun samt großem Tor (das immer geschlossen war) gab es noch nicht. Schmidt und seine Frau waren (natürlich) weder zu sehen noch gar zu sprechen; das sagten uns auch schon die Kinder im Dorf, die uns beobachteten. Das Foto ist inzwischen leider etwas verblichen...

1969/70 fuhr ich zum ersten Mal dorthin: Ich setzte sozusagen die „Arno-Schmidt-Brille“ auf und näherte mich empathisch an (wie viele andere Schmidt-Leser auch). Das dauerte etwa ein Jahrzehnt lang und reicherte sich zunehmend mit Sachkenntnis an, bis „eine kritische Masse“ erreicht war: Ich sprengte die Grenzen der unkritischen emotionalen Fixierung, indem ich einige Methoden aus meinem inzwischen ebenfalls erweiterten wissenschaftlichen Werkzeugkasten einsetzte und anfang, die Region Lüneburger Heide kritisch-realistisch zu sichten. Das betraf nicht nur die Kultur- und Literaturgeschichte, sondern auch die ganz deutliche ökonomische, soziale und politische Realität, die bei Schmidt zumeist ausgeblendet war: So polemisierte er zwar höchst allgemein gegen die CDU, ihre Stammwählerschaft, die Bauern, und gegen die Militarisierung - aber beispielsweise zu Bergen-Belsen finden sich nach 1955/56⁶⁶ bei ihm fast nur noch Spuren in Andeutungen, nichts findet sich zum Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen und den anderen Lagern; auch die Auseinandersetzung mit dem NS (die beispielsweise 1953 in „Aus dem Leben eines Fauns“ ihre größte relative Dichte erreichte) blieb bestenfalls marginal. Ebenso blieb die konkrete Entwicklung dieses Problemraumes eher unberücksichtigt: Das weitgehende Verschwinden von „echten“ Heideflächen, die Verfestigung eines Status als „interne Peripherie“ in Niedersachsen, der Funktionswandel der Land- und Forstwirtschaft - so fuhr Schmidt zwar offenbar doch ein wenig in der Landschaft herum, besuchte aber vielleicht zwar einmal das Bomann-Museum in Celle, nicht jedoch das ausgezeichnete Heidemuseum in Hösseringen (ca. 45 km von Bargfeld entfernt), auch nicht das Kloster Ebstorf mit seiner berühmten Weltkarte - kurz: Mir wurde klar, dass diese Landschaft für ihn ein gigantischer Projektionsschirm war, der seine Rolle wandelte und dann immer mehr verlor, als er seinen ersten Typoskript-„Roman“ „Zettel's Traum“ abgeschlossen hatte; die Umgebung des Hauses und der ganze Bereich um das Dorf Bargfeld herum wandelte sich zu einer Traum-Landschaft, die teilweise Züge der Bilderwelt von Hieronymus Bosch annahm⁶⁷.

Die nähere Besichtigung dieser Verschränkungen von politischer, sozialer und kultureller Geschichte und der eingelagerten Teilbereiche wie etwa der Literatur- und Philosophiegeschichte fand ich zwar sehr attraktiv, konnte sie aber nur als „Privatvergnügen“ neben

⁶⁶ Erstaunlich ist, dass Schmidt in „Aus dem Leben eines Fauns“ mit indirektem Bezug auf Bergen-Belsen einen SS-Mann als lächerliche Marionette karikiert - dass ich aber bisher kaum eine Spur davon gefunden habe, dass er vom niederschlesischen Zentral-KZ Groß Rosen und seinen etwa 100 Außenlagern Notiz genommen hätte. Trotz seines Mitleidens bei der mehrfachen Beschreibung niederschlesischer Flüchtlinge (vor allem Frauen) und trotz seiner Antipathie gegen die „Berufsflüchtlinge“ blieb er - sicherlich ungewollt - in deren Rahmen: Der Bund der Vertriebenen und die Landsmannschaft Schlesien stellten sich dem NS so gut wie nie und verteufelten alle, die das doch versuchten.

⁶⁷ Das gilt nicht nur für „Abend mit Goldrand“, sondern auch für die „Schule der Atheisten“, obwohl dort ganz andere Schauplätze gewählt sind, sowie für das am Ende stehende Fragment „Julia, oder die Gemälde“.

meinem „Brotberuf“ weiter betreiben, der seine Eigenständigkeit und Notwendigkeit mit der Perspektive einer Dissertation immer nachdrücklicher geltend machte. Die Idee, das zum Gegenstand einer ausführlichen wissenschaftlichen Arbeit zu machen, kam mir eben erst viel später - erst musste ich nicht nur durch die Mangel der Promotion (die mir ziemlich fremdbestimmt und verhasst blieb), sondern musste mich auch für mich gegen die Resistenz der Politologie behaupten, die in ihrer Ausprägung im Fachbereich in Berlin von kulturwissenschaftlichen Themen und Anliegen so gut wie gar nichts hielt.

Damit kam es bei mir zu einer Aufsplitterung der Bildungsabläufe und des weiteren Bildungserwerbs, die sich in Berlin nicht mehr lösen ließ. Ich „verzettelte“ mich und entfernte mich vom Mainstream des Fachbereichs, obwohl ich ihm noch gut zehn Jahre weiter angehörte - und es führte dazu, dass ich den weiteren Karriereschritt zum Assistenzprofessor nach dem Überschreiten der Brücke zur Promotion zwar schaffte, aber innerlich immer mehr Abstand gewann.

Exkurs 4: Das unterschätzte Leben als Autofahrer - auch eine Bildungsgeschichte

Meinen Führerschein machte ich 1964; mein erstes eigenes Auto schenkte mir mein Vater zum Diplom im Sommer 1969. Damit begann eine Alltags-Strukturierung, die viel umfassender ist, als ich mir manchmal eingestehen möchte - das gilt wohl ebenso für die gesamte Gesellschaft der Bundesrepublik, die erst in der Gegenwart langsam begreift, in welchen Würgegriff sie durch die allumfassende Motorisierung geraten ist.



Der Fiat 128 und danach der Alfa Romeo waren die ersten Autos, die ich mir selbst gekauft habe; jedes Auto wurde in der Folge nahezu ein zweites Wohn- und Arbeitszimmer. Erst jetzt wird mir im Rückblick klar, wie viel Zeit ich „on the road“ verbracht habe, ökologisch darf ich gar nicht darüber nachdenken, und eigentlich auch ökonomisch nicht. Ich glaube inzwischen, dass die „Autozeit“ in dieser Form nicht nur für mich zu Ende geht. Was das emotional bedeutet, weiß ich noch nicht so recht.

Der sozialhistorisch-kritische Autor Wolfgang Schivelbusch beschreibt die Möglichkeit der Eisenbahnreise als eine Art gesellschaftlicher Emanzipation von Raumbeschränkungen. Die Bahnreise setzte Generationen in Bewegung, die dafür früher keine Chance gehabt hätten - und sie versetzte Menschen in Räume, die sie nie von sich aus aufgesucht hätten - sei es als „Armee der Lohnarbeit“, sei es als Soldaten, und später ebenfalls wieder in enormen Größenordnungen als Flüchtlinge.

Die Motorisierung der Gesellschaft in der 50er Jahren veränderte die Bewegungsmuster völlig: Sie setzten eine Qualifikation voraus (Führerschein bzw. Fahrerlaubnis) und sie hoben die Begrenzung auf die Schienenstränge auf. Als ich ab 1969 als „autonomer Autofahrer“ von der Bahn in überregionale Bewegungsaktivitäten umstieg, profitierte ich schon von der quasi explosionsartigen Erweiterung des Straßennetzes und der Entwicklung von „autogerechten Städten“ (West-Berlin spielte dabei eine Vorreiterrolle, Hannover ebenso). - Gerade die „Einsperrung“ in Westberlin reizte mich dazu, die Stadt zu verlassen; 20 Jahre lang machte ich häufig und intensiv die Erfahrung des „Transitverkehrs“ durch die DDR über die drei zugestandenen Strecken. Im Rückblick betrachtet ist es eine groteske Absurdität - gewesen; die Erinnerung daran muss erst wieder zurückgeholt

werden. Für mich war sie damals eine „Normalität“, da sich alle an die erzwungenen Bedingungen halten mussten. -

Mein eigenes Auto gab mir die Möglichkeit, die BRD kennenzulernen. Ich fuhr gezielt in Städte, Orte und Regionen, die mich interessierten - mit der Bahn oder dem Bus wäre das meistens kaum möglich gewesen: Celle, Friedrichstadt, Wetzlar, Nördlingen, Wolfenbüttel, später Stendal, Stavenhagen, Torgau, Kamenz, Görlitz - die Liste ließe sich ziemlich verlängern; meist war die Literaturgeschichte der Kompass, später dann auch die Geschichte des NS und die der DDR, beide mit ihren negativen „Hotspots“ als Verbrechen- und Unterdrückungssysteme⁶⁸. Meist fuhr ich allein; später brachte ich Student*innengruppen zu solchen Fahrten.

Die Differenz zur Bahnreise erschien mir als etwas Enormes: Durch das Zugfenster geahmt sah ich nur lauter Orte, in denen Menschen lebten, von deren Alltag ich mir kaum ein Bild machen konnte. Mit dem Auto fuhr ich in die jeweilige Ortsmitte und machte dann einige mehr oder weniger konzentrische Kreise zu Fuß, um mehr zu sehen; die Erlebnisse waren mehr oder weniger ernüchternd wegen der zunehmenden Zersiedlung und Wucherung von Gewerbegebieten (die es natürlich nicht nur in der BRD, sondern ebenso etwa in Italien gab⁶⁹). Später musste ich dann schon bewusster vorgehen: Im Lauf der Jahrzehnte gab es immer mehr Umgehungsstraßen, deren Auswirkungen ziemlich ambivalent waren (und sind). Dazu kam - und kommt - noch die meist fortgeschrittene Uniformierung der Ortszentren: Nicht nur die inzwischen notorischen Kettenläden, sondern auch die Ausstattungsmerkmale im öffentlichen Raum - von den Papierkörben über die Waschbeton-Behälter für Blumen bis zu den heute gebräuchlichen kleinen Mini-Oasen für neue Bäume - wiederholten und wiederholen sich von Jever bis Rosenheim, von Görlitz bis Lüdenscheid immer wieder. Der kultur- oder literaturgeschichtlich relevante Rest wird häufig mehr oder weniger, aber zumeist punktuell theatralisch inszeniert (wie beispielsweise in Tübingen, in Marburg oder inmitten der Innenstadt-Verwüstung von Leipzig): Davon geht für mich so viel Befremdung aus, dass ich solche Erkundungsreisen inzwischen nur noch in Ausnahmefällen mache.

Diese Reisen und Exkursionen verhalfen mir - ohne dass ich es anfangs beabsichtigt hätte - dazu, einen immer plastischeren Eindruck von den Beziehungen zwischen den (nicht nur überregionalen) Zentren des Landes und den Peripherien zu bekommen. Heute habe ich weitaus mehr Sympathien für die Peripherien, obwohl sie häufig auch Soziotope für Rechte und Reaktionäre sind. Auch dabei fällt mir die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ immer wieder auf: Ich habe erlebt, wie sich die Bodensee-Region in den 50er und

⁶⁸ Viel mehr, als mir früher bewusst war, waren die Deckungsgleichheiten von Kulturorten und solchen der NS- bzw. DDR-Verbrechen geradezu bestürzend; ein wohl allen bekanntes Beispiel ist Weimar: Klassik, Schwerpunkt der NS-Selbstdarstellung, Buchenwald als KZ-Ort und danach Ort eines sowjetischen Speziallagers. So gehört beispielsweise auch Bautzen in diese Kategorie der „mehrfachen Vergangenheiten“, ebenso Görlitz. In allen diesen Orten befanden sich zudem Synagogen und jüdische Friedhöfe...

⁶⁹ Zum Beispiel Pisa: Man fährt sehr lange auf die Stadt zu, durch Vororte bis fast ins Zentrum, bis man den berühmten schiefen Turm überhaupt erst sieht.

60er Jahren als Tourismusgebiet inszenierte, und ich interessiere mich dafür, wie die Lausitz sich dazu mausern will - ebenso wie in viel unbeholfenerer Art Vorpommern (abgesehen von der Küste und den Inseln - und auch dort gilt sehr weitgehend die bereits zitierte „15-km-Faustregel“: In dieser Entfernung ist vom Tourismus und seinen Einflüssen meist nichts mehr zu sehen). Meist gibt es mit den Mitteln der Regionalplanung einen Verrat an der geschichtlichen Substanz, die schon zufrieden sein kann, wenn sie nicht umstandslos wegradiert wird.

Es scheint allerdings soweit zu kommen, dass mit dem prognostizierten Ende des Verbrennungsmotors dieses jetzt abgelaufene Halbjahrhundert sich sehr häuten muss, um überhaupt fortbestehen zu können. Aber: Selbst wenn diese schrankenlose Mobilität weiter besteht - wie kulturlos will sie dann noch werden? Vielleicht lebe ich noch so lange, dass ich eine dominierende Tendenz erkennen kann - ganz abgesehen davon, ob sie mir gefallen wird oder nicht.

Das zurückweichende Phantom: Die Auszehrung des „Sozialismus“

Unsere Vereinigung von Dozentinnen und Dozenten hatte sich im Überschwang der späten 60er Jahre zwar „Sozialistische Assistenzzelle“ (SAZ) genannt - teils, weil das damals an der Freien Universität eine ganz geläufige Namensgebung für linke Gruppierungen war, teils aber auch schon in einer gewissen Ironisierung des ganzen anlaufenden Gründungsrummels⁷⁰. Der SAZ gelang es zwar, im Fachbereich Politische Wissenschaft und teils auch darüber hinaus einen gewissen Einfluss zu bekommen - sie bestimmte aber die politische Realität - innerhalb des Fachbereichs und der Universität, erst recht aber darüber hinaus - immer weniger. So zogen wir uns auf die Lehre zurück und auf die Theoriebildung - in einem ähnlichen Benennungs-Überschwang entstand 1971 die Zeitschrift „Probleme des Klassenkampfes“; der martialische Name wurde bald zu „Prokla“ verkürzt (die Zeitschrift besteht bis heute) - es ging um Theorie(bildung), die innerlinken Auseinandersetzungen und die Rezeption der internationalen Entwicklungen⁷¹.

In der ersten Hälfte der 70er Jahre zersplitterte sich⁷² die zumeist links stehende „außerparlamentarische Opposition“ in zahllose Gruppen und Grüppchen, in mehr oder weni-

⁷⁰ So z. B. die Rotzegg (Rote Zelle Germanistik; ähnlich: Rotzrom); dazu kamen die maoistisch „inspirierten“ Gruppen der Möchte-gern-Parteien, aber auch die „Proletarische Linke/Parteiinitiative“ usw. Keine von ihnen erreichte solche Größenordnungen wie der KB bzw. KBW in der BRD. Allen gemeinsam war das Sektiererische, das für die Mitglieder häufig in langfristige Traumatisierungen mündete. Andere wandten sich später wieder ab und machten Karriere - nicht nur etwa Jürgen Trittin, sondern heute auch längst renommierte Akademiker wie Karl Schlögel oder Alexander von Plato.

⁷¹ Da das nicht theoretisch und sozialwissenschaftlich genug war, kam es wenig später (1973) zur Gründung der Zeitschrift „Leviathan“, die ebenfalls heute noch existiert (-> Wikipedia).

⁷² Es war weniger der Druck von außen (der erst etwas später immer mehr anwuchs) als vielmehr die Reaktion auf eine genauere Auseinandersetzung mit den sehr unterschiedlichen Linien der sozialistischen und der kommunistischen Traditionen, ihren Abweichungen und Verzweigungen und dem internen Terror, mit dem sie sich

ger größtenwahnsinnige Partei-Initiativen - in der Öffentlichkeit wurden allerdings weniger sie als vielmehr die noch größtenwahnsinnigere „Rote Armee Fraktion“ (RAF) wahrgenommen. Bezeichnenderweise trat niemand von uns (aus der SAZ) solchen Gruppen bei; die Frage war bald eher, ob man sich in den Gewerkschaften oder sogar der SPD organisieren sollte (was viele dann taten - auch ich). Die 1968 gegründete DKP war für uns keine Option, ebenso wenig wie die ganze „realsozialistische Richtung“⁷³.

Es blieben Sympathien für den Eurokommunismus und für linke und sozialistische Bewegungen in der „Dritten Welt“, die sich weder der sowjetischen noch der chinesisch-maoistischen Richtung zuordnen ließen⁷⁴.

Für unsere praktische politische Arbeit in Westberlin und in der Bundesrepublik blieb das alles meist ohne besonderen Belang. Viel wichtiger erschienen uns die Friedens-, die Anti-Atom- und bald auch die Frauenbewegung⁷⁵, wenig später dann auch die Grün-Alternativen. Dazu kamen die Bildungs- und Erziehungs-Fragen - vor allem, aber nicht nur in den Kinderläden.

Gleichzeitig stieg der politische Druck von außen, der sich vor allem in der Berufsverbots-Praxis bemerkbar machte - von ihr waren viele von uns betroffen (auch ich).

In diesem hier nur äußerst knapp skizzierten Problemfeld kam es nicht zu einer in sich schlüssigen, konsistenten linken, marxistischen oder gar sozialistischen Politik. Der Begriff des „Sozialismus“ verlor - sicher nicht nur für mich - immer mehr an Bindekraft. Ich versuchte, standhaft „links“ zu bleiben, und definierte das von Fall zu Fall, von Problem zu Problem zunehmend pragmatisch und versuchte, immer wieder neu zu bestimmen, was für mich „kritische Solidarität“ und „Emanzipation“ bedeuten sollte... Da mir klar war, dass ich nicht auf Dauer im universitär-akademischen Betrieb bleiben würde, orientierte ich mich mehr und mehr auf die Praxis der Bildungsarbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen.

teilweise erbarmungslos bekämpften (wie z. B. im spanischen Bürgerkrieg, der noch längst nicht ad acta gelegt war - immerhin lebte Franco noch).

⁷³ Der Einmarsch der „Bruderländer“ 1968 in Prag mit der Assistenz der DDR drückte die westberliner SEW und die DKP in eine aussichtslose Minderheitenrolle, aus der sie in der BRD nie wieder herauskam; das galt auch für die Bewegung der Student*innen, so lange sie vorhanden war.

⁷⁴ Ein ungeklärter, d. h. kaum „ausdiskutierter“ Problempunkt waren die internen Guerilla-Bewegungen in den Ländern der „Dritten Welt“, wie z. B. die Tupamaros in Uruguay - parallel zu deren Weg in die politische Gewaltanwendung nach z. T. extremer staatlicher Repression entwickelten sich die europäischen Stadtguerilla-Bewegungen, vor allem die RAF. Hintergrund dafür waren die Denkansätze Herbert Marcuses, der sich aber auch auf die Situation in den USA bezog - bis hin zu Angela Davis, die heute kaum noch jemand kennt; sie können - neben anderen - als Vorläufer*innen von „Black lives matter“ verstanden werden.

⁷⁵ Von Anfang an war die Frauenbewegung auf der Linken eine „Opposition in der Opposition“, die sich völlig zu Recht gegen die (auch „realsozialistische“) Reduktion der „Frauenfrage“ auf einen „Nebenwiderspruch“ zur Wehr setzte. Es dauerte sehr lange, bis sich in der „Neuen Linken“ neben den Begrifflichkeiten der politischen Ökonomie auch die feministische Kritik durchsetzte und etablierte; gemeinsame Demonstrationen wie z. B. gegen die Abtreibungs-Gesetzgebung waren kein Symptom für eine wirklich durchgreifende Änderung in den Geschlechterverhältnissen und der täglichen Praxis.

Dabei waren für mich auch die Erfahrungen mit den italienischen Arbeits-Migrant*innen wichtig, die sich durch die regelmäßigen Reisen nach Italien erweiterten und mit Realismus anreicherten, also den Romantizismus der „Bella Ciao“-Liedseligkeit⁷⁶ zunehmend weit hinter sich ließen (die entsprechenden Erfahrungen mit den türkischen Migrant*innen lagen noch ziemlich weit voraus in der Zukunft). -

Entstehende Parallel-Welten

Da ich schrittweise über mehr Geld verfügen konnte, stieg die Menge meines Bucherwerbs auch jenseits der Fachliteratur und der politisch orientierten Publikationen sprunghaft an. Dazu gehörte auch, dass ich - angeregt zunächst durch die literaturhistorischen Orientierungen Arno Schmidts, dann aber auch immer selbständiger, weil ich manche Orientierungen und Urteile Schmidts nicht mehr nachvollziehen und mittragen wollte - mir einige Gesamtausgaben kaufte, wie z. B. von Wieland, Karl Philipp Moritz, Lichtenberg, Jean Paul und Heinrich Heine, und davon auch ziemlich viel las. Versuche, das mit Genoss*innen zu diskutieren, scheiterten regelmäßig daran, dass sie daran wenig Interesse hatten. Umgekehrt war mir eine Verengung des Blickfelds auf die sozialistisch-kommunistische Literatur der 20er und 30er Jahre zu beschränkt: Der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (BPRS) war mir zwar ein Begriff; ich hielt ihn aber für ziemlich provinziell und in seinen ideologisch deformierten Produkten für ziemlich unbedeutend⁷⁷. -

Implizit folgte ich damit einer Wendung Arno Schmidts gegen Ende seines Lebens, die Heiko Postma so skizziert: „(...) die `Kulturmenschen´ [sind] in einem Reservat angesiedelt, (...) immer eingedenk ihrer fast exotischen Situation als Appendix einer Gesellschaft, der Kultur gleichgültig geworden ist. (...) ... wenn die Kultur sich selbst ihr gesellschaftliches Fundament entzieht, dann bleibt ihr in der Tat allein noch der Rückzug in den kleinen Kreis von Gebildeten, die tätig sind, auch im Bewusstsein einer zukunftslosen Vergeblichkeit“⁷⁸. (Um noch einmal daran zu erinnern: Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre

⁷⁶ In der ersten Hälfte der 70er Jahre lernte ich die Kultur der italienischen Lieder kennen - sie unterschied sich für mich sehr positiv von der deutschen „Gesangskultur“ besonders durch ihre enge Verbindung mit den alten Volksliedern, die sie aufgriff und sich anverwandelte - und dabei teilweise deutlich radikalisierte. In der BRD war so etwas undenkbar - es gibt keine Lieder, die die Entwicklung der RAF begleiteten (dazu wurde sie einfach zu unglaublich und war praktisch völlig isoliert). - Erstaunlicherweise ergab sich 1988/89 eine Wirkung der alten deutschen Volkslieder aufgrund ihrer Rezeption durch die innere Opposition in der DDR: Liederabende im Schweriner Theater waren deutlich oppositionell eingefärbt und erfreuten sich großen Zuspruchs.

⁷⁷ Sehr hilfreich und wichtig waren für mich in solchen Fragen vor allem die Bücher von Michael Rohrwasser (1975 erschien „Saubere Mädel, starke Genossen. Proletarische Massenliteratur?“), später dann von Klaus Theweleit, beginnend mit dem 1977 erschienenen Klassiker „Männerphantasien“, fortgesetzt vom „Buch der Könige“ (4 Bände, seit 1988). Auch diese Bücher fanden bei den Politologen in Berlin kaum eine nennenswerte Resonanz.

⁷⁸ Heiko Postma: „Aufarbeitung und Vermittlung literarischer Traditionen. Arno Schmidt und seine Arbeiten zur Literatur“. Bangert & Metzler: Frankfurt/M. 1982 (als Dissertation bei Hans Mayer in Hannover eingereicht

wurde in der BRD von namhaften Literat*innen das „Ende des Romans“ auf die Tagesordnung gesetzt...).

Mit dieser Wendung endete mein Jahrzehnt nach dem Abitur, dem Beginn des Studiums, dem Diplom und der beginnenden Berufstätigkeit. Im Rückblick erscheint es mir als eine Art neuerlicher „Häutung“: Was bis dahin schon angelegt war, wechselte in vielen Punkten auf der politischen ebenso wie auf der Bildungs-Ebene das Bezugssystem. Abgeschlossen war die Klärung damit jedoch noch nicht; dazu brauchte ich noch ein weiteres Jahrzehnt bis zum Abschluss meiner hauptamtlichen Lehrtätigkeit in Berlin. Und noch weiter: Das halbe folgende Jahrzehnt in Niedersachsen war eine Coda, deren Gehalt ich ebenso erst einige Zeit später erkannte, als ich - wiederum ein Jahrzehnt später - 1995/96 meine Stelle als Professor in Sachsen antrat. Dazu weiter unten und in den folgenden Kapiteln mehr. -

Mein Problem bestand damals - und noch viele Jahre danach - darin, dass ich zu stark an das „politökonomische Paradigma“ rückgebunden war und auch für mich selbst nicht dazu durchbrechen konnte, an die in der Weimarer Republik gegebene und im Exil fortgeführte Diskussion anzuschließen, die man heute als eine „kulturwissenschaftliche“ bezeichnet⁷⁹. Ich musste mich selber oft genug gegen mich selbst verteidigen, dass meine Interessen keineswegs nur „brotlose Künste“ beträfen. Auch noch die Professur „Bildung und Kultur in der Sozialen Arbeit“, die ich ab 1995/96 innehatte, war im Rahmen des Fachbereichs Soziale Arbeit/Sozialpädagogik eher etwas randständig und so, wie ich sie dann schließlich ausfüllte, ziemlich exotisch.

Lehre in Berlin (und auch schon anderswo): 1975 - 1981

Das halbe Jahrzehnt war zunächst von der Drohung durch ein Berufsverbot bestimmt, dann von einer Neuorientierung in der Praxis der Lehre an der Universität sowie ersten Erfahrungen in der außerschulischen und außerbetrieblichen Bildungsarbeit. Komplementär trat ein anderer Schwerpunkt hinzu: Das begleitende, beharrliche Lesen klassischer und anderer Literatur⁸⁰. So „informativ“ es auch war - es sorgte zunächst nicht für

1975, als Schmidt noch lebte); S. 30. Postma gibt - sogar noch etwas zurückhaltend - den zunehmend resignativen und in mancherlei Hinsicht auch verbitterten Ton Schmidts recht genau wieder. In den letzten Werken verdichtet sich dieses Einstellungsmuster zum öfter gebrauchten Refrain „Wir werden scheitern“.

⁷⁹ Als allen bekanntes Musterbeispiel führe ich die „Dialektik der Aufklärung“ an, die scheinbar sehr disparate Gesichtspunkte zusammenführt. Autoren wie die erwähnten Rohwasser und (mehr noch) Theweleit oder Schivelbusch führen diese Traditionslinie fort - und sitzen dann zwischen den Stühlen; vgl. dazu die Biografien der Autoren in den Stichworten bei Wikipedia.

⁸⁰ Das Spektrum war ziemlich weit gefasst - von den kritischen DDR-Schriftsteller*innen bis zu den amerikanischen SF- und Crime-Romanen, in denen ich überraschend viele zeitkritische und kaum kaschierte politische Passagen fand - kaum denkbar in den (wenigen) deutschen Pendanten. Dazu kam als erster Klassiker der Fantasy-Literatur der „Herr der Ringe“ - quasi eine kurzzeitige, aber intensive „Lese-Affäre“ (die Filme habe ich allerdings nie gesehen).

eine Klärung, sondern für die Verwirrung und das Chaos, dann eintritt, wenn eine neue Lebensphase beginnt. -

Nach dem glücklichen Ende meiner Bedrohung durch ein Berufsverbot (vgl. Teil 1) im Winter 1976/77 engagierte ich mich weiter in Initiativen gegen die Überprüfungspolitik, insbesondere mit dem Versuch, die Aufspaltung der Kräfte durch ideologische „Linien“ und Grabenkämpfe der Kleinorganisationen zu verringern - der externe Druck durch die Innenpolitik des Bundes und der Länder war so groß, dass das sogar teilweise erfolgreich war. Diese ganze Szenerie wurde jedoch immer wieder von den Aktionen der RAF überlagert; die daraus entstehende Hysterie machte sich auch an den Universitäten deutlich bemerkbar. Ein Höhepunkt war die etwas paranoide „Mescalero-Affäre“, in der erst die Gerichte die diversen Ämter und vor allem die CDU/CSU ausbremsen konnten. Der Lernprozess war intensiv, aber wenig befriedigend; er trug bei mir ⁸¹ nicht dazu bei, Sympathien für den Staat aufkommen zu lassen, so sehr ich auch die Morde der RAF ablehnte und ihre „Politik“ so kontraproduktiv für linke Standpunkte fand, dass man beinahe glauben konnte, sie sei ein Produkt des Verfassungsschutzes⁸².

Den Höhepunkt und das Ende der Unsicherheit stellten die Selbstmorde von Stammheim⁸³ dar, die mit der gescheiterten Entführung der Lufthansa-Maschine „Landshut“, dem Mord an deren Kapitän und dem Mord an dem ebenfalls entführten Unternehmerfunktionär Hanns Martin Schleyer⁸⁴ zusammenfielen. Die politische Atmosphäre in diesen Wochen war so aufgeladen, dass ich ernsthaft über eine eventuelle Notwendigkeit

⁸¹ Da ich einen Alfa Romeo fuhr, wurde ich immer wieder angehalten und überprüft - sowohl an den Grenzen wie auch im Berliner Stadtgebiet (obwohl schon längst fast jeder wusste, dass die RAF sich nun gerade nicht mit solchen auffälligen Autos bewegte): Das kam zu den stümperhaften Verfassungs-Schutz-Aktivitäten hinzu. Allerdings waren meine Erlebnisse noch vergleichsweise harmlos; Freunde berichteten über viel einschneidendere Erlebnisse wie Wohnungsdurchsuchungen am frühen Morgen mit Polizisten mit schussbereiten Waffen usw.

⁸² Nachdem ich im „Republikanischen Club“ eine ganze Zeitlang das „Wirken“ des Spitzels Peter Urban beobachtet und gesehen hatte, wie Horst Mahler schließlich mit ihm kooperierte, war dieser Gedankengang für mich keineswegs mehr abwegig - und es gab genug Bestätigungen dafür.

⁸³ An einen Mord von Seiten des Staates dachte ich nie; ich fand eher Parallelen zu dem politisch motivierten Selbstmord durch Hungerstreik von Holger Meins drei Jahre zuvor - auch dort war schon deutlich geworden, dass die RAF-Leute auch Selbstmorde politisch kalkulierten. Die in diesem Kontext entstandenen linken Verschwörungstheorien fand ich lächerlich - auch vor dem Hintergrund analoger italienischer Ereignisse um die „Brigate rosse“ und den Tod des Anarchisten Pinelli im Verlauf eines Polizei-Verhörs 1969: Der Kontext dort war ein gänzlich anderer; auch die Entführung und Ermordung des italienischen christdemokratischen Politikers Aldo Moro 1978 war nicht ohne weiteres mit dem Fall Schleyer vergleichbar.

⁸⁴ Schleyer war als Unternehmerfunktionär und langjähriger SS-Angehöriger und engagierter NS-Funktionär kein Unbekannter; er war auch nach 1945 eine Symbolfigur für die kaum abgeknickte Kontinuität aus der NS-Zeit in die BRD. Ein Beispiel: Sein „Bundesbruder“ aus burschenschaftlichen Zeiten Fritz Ries war bedenkenloser Profiteur von Arisierungen in großem Maßstab; beide setzten ihre Kooperation in der BRD fort. Ries wurde Chef der Pegulan-Werke (er sah Helmut Kohl immer als eine „Marionette“ für seine Interessen an), Schleyer saß in deren Vorstand. Fritz Ries' Tochter Ingrid wiederum heiratete 1979 Kurt Biedenkopf, der bis dahin nicht nur (1971 - 1973) beim Henkel-Konzern, sondern auch in der CDU Karriere gemacht hatte. Es war - und ist - durchaus möglich, an solchen Kontinuitäten und „Vitamin B“-Beziehungen etwas Unanständiges zu finden. Erstaunlich war nur, dass sich die RAF bei ihrer Mordaktion kaum darauf bezog, sondern sie wohl (politisch falsch) eher zu dem Mord an Aldo Moro in Bezug setzte. Näheres ist einfach aufzufinden in den Wikipedia-Artikeln zu den genannten Personen.

nachdachte, emigrieren zu müssen⁸⁵. Ich fand mich in der Minderheit und in der Defensiv- im damaligen politischen Zusammenhang der öffentlichen Meinung und der Politik in der BRD; darüber hinaus beunruhigten mich die Aktivitäten der Rechtsextremen und der nazistischen Terroristen etwa der „Wehrsportgruppe Hoffmann“ bis hin zum Attentat von 1980 auf das Oktoberfest in München, das aus deren Umkreis heraus verübt wurde⁸⁶. Im Ergebnis befand ich mich damals am weitesten entfernt von einer Übereinstimmung mit dem politischen Mainstream der BRD; mir gefiel die Politik Helmut Schmidts nicht⁸⁷, ich fand die Politik und die Meinungen von Franz-Josef Strauß (immerhin damals Kanzlerkandidat der CDU, der sich gegen Kohl durchgesetzt hatte) zumindest abscheulich - und die Politik der SED seit dem „Kahlschlag“-Plenum des ZK 1965 und der Ausweisung Biermanns im November 1976 nahm ich als dazu komplementär und unerträglich wahr⁸⁸.

1977 blieb nach dem Abschluss der Dissertation das Thema Jugend und Sozialpädagogik vor allem als Thema für Lehrveranstaltungen zwar erhalten, stand für mich aber nicht mehr im Vordergrund. Ich hatte wieder mehr Spielraum für andere Fachlektüre und für Literatur überhaupt.

Inzwischen zeitlich schon etwas entfernte Ausgangs- und Anregungs-Punkte waren einerseits die quasi ethnologischen Überlegungen von Engels, andererseits die Fahrten nach Italien und das Interesse an der Entwicklung des Landes (nicht nur in der Renaissance). Eine wichtige Rolle spielten die Bücher des Wagenbach-Verlages⁸⁹, der sein Programm immer stärker ausdifferenzierte und meine Interessenlage geradezu zielgenau bediente: Nicht nur Geschichte und Kunstgeschichte, sondern vor allem auch die Kulturgeschichte in einem Verständnis, das ich in der deutschen Literatur seit 1945 nicht vorgefunden hatte. Ich las also in rascher Folge das, was ich von der italienischen Sozial- und Kulturgeschichte bekommen konnte. Dazu kamen rasch die französische Annales-Schule und die wichtigen Autoren, die nicht direkt dazu gehörten; so las ich sehr interessiert die großartige Darstellung „Montaillou“ von LeRoy Ladurie, die sich an die Thematik von

⁸⁵ Die damalige Anregung meines Cousins in Karl-Marx-Stadt, im Zweifelsfall doch in die DDR zu gehen, empfand ich als eine nahezu schon lustige Naivität. Ich ahnte nicht, dass später ausgerechnet einige RAF-Mitglieder sich mit der Stasi in Verbindung setzten und tatsächlich zu „unauffälligen DDR-Bürger*innen“ wurden.

⁸⁶ Vgl. dazu den ausführlichen Artikel bei Wikipedia, der in seinen Vermutungen weiter geht als ich; das betrifft insbesondere die ambivalente Haltung der CSU in diesem Problemfeld.

⁸⁷ Der Höhepunkt war 1983 erreicht, als Schmidt die Raketenstationierung der USA in der BRD durchsetzte und sich daran die Proteste von Mutlangen anschlossen - einige der größten Demonstrationen in der Geschichte der BRD.

⁸⁸ Zum „Fall Biermann“ kam wenig später der „Fall Bahro“ - ich beteiligte mich im Fachbereich Politische Wissenschaft an der Initiative für seine Entlassung aus Bautzen. Ich fand seine Wandlung vom FDJ- und SED-Funktionär ähnlich bezeichnend wie die von Rolf Henrich, der kurz vor der „Wende“ mit seinem Buch über den „Vormundschaftlichen Staat“ bekannt geworden war - er war ebenfalls langjähriger SED-Funktionär, zeitweise sogar IM (1966 - 1969). Ich hielt die Repression der DDR gegen diese Oppositionellen für ein Zeichen zunehmender Erstarrung.

⁸⁹ Ebenso wichtig war der 1976 gegründete Syndikat-Verlag, der leider nur zehn Jahre lang bestand und ebenfalls sehr anregende Bücher veröffentlichte (vgl. das Wikipedia-Stichwort); für mich waren aus dem breiten Spektrum z. B. die Bücher über ethnologische Themen sowie Gert Zangs Buch über die interne Peripherie wichtig.

Ginzburgs „Der Käse und die Würmer“ anschloss (Ketzer geschichten). Weiter kamen dazu Barbara Tuchman und Natalie Zemon Davis sowie später Peter Burke und andere Italiener*innen, Französinen, Engländer*innen und Amerikaner*innen.

Mit dieser Lektüre veränderte sich nicht nur mein Blick auf die europäische und internationale Geschichte und vor allem auch auf die Geschichtsschreibung, die sich sehr klar und deutlich vom (bundes-)deutschen Mainstream abhob - von der Historiografie der DDR ganz abgesehen, von der ich (in Ermangelung näherer Kenntnisse) nur Kuczynski und Jacobowitz zur Kenntnis und ernst nahm⁹⁰. Insbesondere interessierte mich die Alltags- und Regionalgeschichte sowie das Spannungsverhältnis zwischen Zentren und Peripherien *innerhalb* der entstehenden Nationalstaaten (also nicht so sehr die Theorien, die sich auf die „Dritte Welt“ bezogen). Die Aufmerksamkeit, die manche der Bücher dieser Autor*innen erhielten, ging an den Politolog*innen, wohl aber auch an der Mehrheit der Historiker*innen ziemlich weit vorbei. Ich fand also kaum Diskussionspartner*innen und kam mir einmal mehr ziemlich randständig vor.

Parallel dazu las ich mich in die Klassiker der deutschen Literatur ein - wenn auch mit einem ziemlich seltsamen Interessen-Mix. Einerseits las ich von Wieland bis zu Gottfried Keller, Storm und Fontane das, was mich interessierte und wo ich mir Spuren von dem erhoffte, was ich in dem anderen (wissenschaftlichen) Leseprogramm fand - was die Frauen anbetraf, suchte ich ein wenig in der Romantik⁹¹; was Alltagsgeschichte anging, suchte ich bei allen; die Themen, die sich an die Ketzer-Geschichten anschlossen, fand ich unter anderem bei Wilhelm Hauff („Mitteilungen aus den Memoiren des Satans“, 1825/26 - er macht sich erfrischend lustig über die Überhöhung des Mittelalters durch die Romantiker) und bei E. T. A. Hoffmann wieder, aber vermittelt durch Albrecht Schöne („Götterzeichen, Liebeszauber, Satanskult. Neue Einblicke in alte Goethetexte“ 1982) auch bei Goethe selbst.

Aus purem Zeitmangel blieb das alles aber leider meist sporadisch; immerhin gab es ja auch noch die Produktion von Arno Schmidt zu lesen - „Die Schule der Atheisten“ war bereits 1971/72 erschienen, der „Abend mit Goldrand“ 1976. Vermittelt darüber näherte ich mich auch wieder dem „Themenkontinent Joyce“ an; die neue Übersetzung von Hans Wollschläger (1975/76) machte den „Ulysses“ für mich überhaupt erst lesbar. Dazu kamen die Aufsätze von Fritz Senn und die ambitionierten „Übersetzungs“-Versuche zu „Finnegans Wake“, die mich sehr reizten. (Unnötig zu sagen, dass das die Politolog*innen aber nun wirklich gar nicht interessierte.) - Immerhin machte ich die Thematik von

⁹⁰ Völlig ausgeklammert war sie natürlich nicht - ich las auch Hans Mottek. Wichtiger waren mir aber die Bände zur Literaturgeschichte aus der Serie „Erläuterungen zur deutschen Literatur“ aus dem Verlag Volk und Wissen - sie waren ein gutes Komplementärstück zu den voluminösen Bänden der „Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur“, die ab etwa 1980 erschienen. Beide Serien ergänzten die punktuellen Essays Arno Schmidts ganz gut.

⁹¹ Ein Ausgangspunkt war die Biografie Bettina von Arnims von Gisela Discher (1977; dazu ihre weiteren Veröffentlichungen zur Romantik). Sie ging ganz anders vor als etwa der Band der DDR-Literaturgeschichte zur Romantik (3. Auflage 1977) - und wieder ganz anders verfuhr Arno Schmidt in seiner äußerst umfangreichen Monografie zu de la Motte-Fouqué. Ich fand alles anregend und aufregend zugleich.

Schmidt und Joyce am Exempel des Romans zum Thema in meinem Rigorosum (ich hatte es geschafft, Germanistik als Prüfungs-Nebenfach anerkannt zu bekommen). -

Ein weiterer Themenbereich war ebenfalls von der Engels-Lektüre angestoßen und durch die Sozial- und Kulturgeschichts-Diskussion zusätzlich interessant geworden: Die Ethnologie. Ein konkreter Auslöser dafür waren die Werke Georg Forsters; ich hatte eine sehr schöne DDR-Werksausgabe geschenkt bekommen (Werksausgabe in 4 Bänden, hrsg. Von Gerhard Steiner 1971, Insel-Verlag Leipzig). Darin hatte es mir nicht nur die Beschreibung seiner Weltreise 1772 - 1775 angetan, sondern auch seine quasi „heimatkundlichen Reisen“ am Niederrhein, nach Holland, Frankreich und England (dazu kamen sozusagen „von der Seite her“ die Reisebeschreibungen Montaignes)⁹². Für mich schloss sich das an mein ursprüngliches Studieninteresse an - Japanologie. Für ein paar Jahre las ich ethnologische Skizzen wie z. B. die über die Yanomami, einige mexikanische Indigene und die im Südwesten der USA Ansässigen sowie einige Varia, die mir ein paar Jahre später sehr behilflich dabei waren, mich in die türkische Geschichte und Kultur einzuarbeiten (1980 - 1983/84).

Mit all dem war ich ganz zufrieden und über das Lehr- und Politik-Programm sowie die vielen Reisen hinaus ziemlich ausgefüllt. Zu schaffen machte mir allerdings immer wieder, dass ich - ganz anders als früher in Konstanz - kaum Gesprächspartner*innen für diesen Interessen-Mix fand. Ich hätte das alles zwar auch gern in Lehrveranstaltungen „eingebaut“ - aber auch das ging nicht (*in ganz kleinem Maßstab* gelang das erst, als ich die Professur in Sachsen hatte).⁹³ -

Die Berufspraxis der Lehre beschäftigte mich stark, weil ich auf eine Motivierung der Student*innen setzte. Die Situation stellte sich damals meist so dar: Die Student*innen hatten Angst vor den Dozent*innen, die sich kaum für ihre Belange zu interessieren schienen, und umgekehrt fürchteten sich die Dozent*innen vor ihrem Publikum, weil sie glaubten, deren Ansprüchen nicht gerecht werden zu können - also verfielen sie darauf, ihren Lehrbetrieb möglichst „wissenschaftlich“ aufzuziehen. Das Ergebnis war meist eher schlecht als recht: Man redete und handelte aneinander vorbei.

In Erinnerung an meine eigenen Befremdungen, Ängste und Verzweiflungsanfälle in den ersten vier Semestern meines Studiums versuchte ich, einen anderen Weg zu finden. Die wichtigsten Partner dafür waren mein Berliner Kollege Wolf Wagner und Dietrich Haensch in Hannover. Es gelang uns eine Zeitlang, sowohl unsere Unsicherheiten als Lehr-

⁹² Georg Forster war in der BRD damals leider wenig bekannt (vgl. den Wikipedia-Artikel). Das änderte sich, als 1979 eine kleine Biografie von Ulrich Enzensberger bei Wagenbachs Taschenbüchern erschien. Inzwischen hat sich das erfreulicherweise grundlegend geändert.

⁹³ Wie sich allerdings auch immer wieder zeigte: Die Student*innen hörten sich ganz gern an, wenn ich etwas über die Literatur(geschichte) erzählte, waren aber selbst so gut wie nie dazu bereit, selbst etwas zu lesen. Ein besonders krasses Beispiel für meine Fehleinschätzung in diesem Punkt war, als ich zu Beginn meiner Lehrtätigkeit in Roßwein dachte, ich könne die Studies dazu bewegen, wenigstens etwas von Victor Klemperers Tagebüchern aus der Zeit 1933 - 1945 zu lesen: „Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten“ - der erste Band hatte über 750, der zweite fast 950 Seiten (schließlich ging es um Dresden) - ich war da ein reiner Trautänzer und las schließlich nur hin und wieder etwas daraus vor...

personal unter uns zu diskutieren - wie auch, neue Typen von Lehrveranstaltungen zu schaffen. Ich konzentrierte mich dabei auf die Einführungen in das (Politologie-) Studium und versuchte auch, neue Wege bei der Vermittlung von Inhalten zu finden. Dabei gelang es mir zwar, die Gruppendynamik in den Lehrveranstaltungen zu beeinflussen, aber nicht, meine Dominanz als Dozent ganz zu beseitigen. Ich begriff: Wo ich stehe, ist immer „vorne“ - egal, wo und wie sehr ich mich im Seminarraum bewegte (ich lief dabei immer herum, um auch zu erreichen, dass die Inhaltsvermittlung es über die ersten vier oder fünf Sitzreihen hinaus schaffte). Bei den Massenveranstaltungen in Berlin gelang das kaum; in den viel kleineren Seminaren in Hannover und Oldenburg ging es etwas besser. Trotzdem wurde ich die Grundkonfiguration des „frontside teaching“ nie los, so lange ich „Alleinveranstalter“ war; die einzige Ausnahme bildeten Rhetorik-Einführungs-Seminare, bei denen ja schließlich die Teilnehmer*innen reden sollten bzw. mussten.

Ein anderer Ausweg war für mich, die Seminarräume zu verlassen. Ich führte also wie Dietrich Haensch mit seiner „Universität Hannover unterwegs (UHU)“ Exkursionsseminare ein, die tatsächlich einiges verbesserten. Diese Bemühungen endeten zwar vorläufig, als ich 1981 nach Hannover ging, wurden aber wenig später zu einem wichtigen Erfahrungswert, als ich nach 1980 anfang, in die Erwachsenen- und Jugendbildung einzusteigen - und umgekehrt.

Unter diesen Umständen liefen zwei verschiedene Persönlichkeits-Entwicklungs-Programme für mich parallel: Einerseits war ich weiter darum bemüht, meine Bildung zu erweitern, auch wenn das nur bruchstückhaft gelang⁹⁴. Auf der anderen Seite wurde ich immer mehr zum Bildungsvermittler. Dabei ist es bis heute geblieben.

Mit dem Wintersemester 1980/81 endete die zweite Phase in meiner Praxis als Lehrender.

Im Rückblick betrachtet habe ich den Eindruck, dass sich für mich der Begriff der „Bildung“ von dem des Fachwissens löste - und gleichzeitig *unbestimmter* wurde. In meinem Fachwissen fühlte ich mich zunehmend etwas sicherer, da ich auch einiges dafür tat, den Umfang und die Reichweite zu erweitern.

Mit der „Bildung“ war und ist es anders. Die „kulturelle Kompetenz“ - leider zumeist in einem platten Sinn - als solche ist nach wie vor akzeptiert; es gibt jede Menge verschiedenster Tests, um herauszufinden, wie hoch der Grad des „Allgemeinwissens“ bei einer Person ist (ein Beispiel gibt das „managermagazin“ im Rahmen der Internet-Seite des „Spiegel“, das regelmäßig solche Fragen vorstellt, ein anderes das tägliche Quiz auf der Internet-Seite der „Zeit“). Abgefragt wird dabei aber meist nur „kristallines“, kontextfreies Wissen aus den verschiedensten Bereichen wie beim Spiel „Trivial pursuit“.

⁹⁴ Trotz aller Erfahrung der Vergeblichkeit blieb und bleibt mir der Impuls erhalten. Um es ein weiteres Mal zu wiederholen: Meine Trauer gilt dem Faktum, dass es so schwer ist, Gesprächspartner*innen zu finden, um die entdeckten Ideen wieder so zum Sprühen zu bringen, wie ich sie bei den ersten Begegnungen erlebte...

„Bildung“ bedeutet dagegen für mich, dass ich zum Teil auch hoch heterogene Themen und Sachverhalte miteinander verknüpfen kann, um Fragen zu beantworten. Ein Beispiel dafür aus der aktuellen Diskussion: Möglicherweise waren die Römer weniger rassistisch als die Griechen mit ihrem Begriff der „Barbaren“ (ging man etwa im Hellenismus darüber hinaus?). War die italienische Renaissance dagegen eher rassistisch? Hat sich das nach ihrem Ende mit den Entdeckungen in Amerika und auf den anderen Kontinenten geändert? Waren die Wikinger oder die Slawen rassistisch (bevor sie christianisiert wurden)? Gegenwärtig werden die europäischen Aufklärer für ihren (impliziten, teils aber auch offenen) Rassismus kritisiert. Trifft das beispielsweise auch auf Lichtenberg zu - wenn es scheinbar schon ganz und gar auf Kant zutrifft? Waren etwa Georg Forster und Alexander von Humboldt weniger oder gar nicht rassistisch? Taugt für sie der Begriff des Rassismus überhaupt, wenn man berücksichtigt, dass sie einen christlichen Hintergrund hatten, der „eigentlich“ - bei allem Missionierungsfanatismus - alle Menschen prinzipiell für „gleich vor Gott“ hielt? Und worin bestand der markante Umschwung im 19. Jahrhundert mit der bekannten Umwandlung darwinscher Auffassungen in den Sozialdarwinismus? Wie lässt sich der Antisemitismus in diesen Kontext einordnen?⁹⁵

Eine Fragestellung dieser Art fordert meiner Meinung nach die Bildung heraus - und zwar sowohl das Faktenwissen (soweit es als gesichert gelten kann) wie auch die Fähigkeit, es qualitativ einzuordnen und im Zweifelsfall auch neu zu bewerten. Mit diesen Fragen bewegte ich mich in das nächste halbe Jahrzehnt und hatte speziell in der Konfrontation mit den türkischen Jugendlichen in Hannover eine Menge offener Fragen vor mir. -

Es ist bereits angeklungen - und in diesen Jahren von 1975/76 bis 1980/81 war es als Hintergrundproblem nicht aktualisiert, aber ständig da: Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus (z. B. im Vergleich mit dem italienischen Faschismus). Wie sich aber bald zeigte, war mein Wissensstand gerade in diesen Fragen betrüblich niedrig. Trotz aller (wenn auch verstreuten) Hinweise fehlte mir noch der konkrete Anlass, mich nicht nur mit den nazistischen Traditionen und dem Neonazismus zu beschäftigen, sondern mit dem Kernbereich selbst.

„Der Sozialismus“ hingegen war für mich in diesen Jahren weniger ein Gebiet von Sachfragen, mit dem ich mich auseinanderzusetzen hatte, sondern eine hochpolitische Problemstellung, weil nicht nur das Ende der RAF anstand, sondern vielmehr das Problem der Berufsverbote. Die schon erwähnte „Mescalero-Affäre“ (1977 ff) zeigte, dass es in der Gesellschaft und in der Bürokratie zu einer „innerstaatlichen Feinderklärung“ gekommen war. Diese Feinderklärung richtete sich *nicht* gegen Rechte und Konservative, sondern

⁹⁵ Ein dauernd ärgerliches Thema ist mir in diesem Kontext der Umgang mit Richard Wagner und seinem Antipoden Nietzsche. Alles, was ich dazu gelesen habe, versetzt mich halb in Erstaunen, halb in Rage - so etwa die Aufsätze, die Hans Mayer dem Thema Wagner gewidmet hat. Und: Nietzsche halte ich zwar für eine Ausnahme-Persönlichkeit, stehe ihm aber - seitdem ich ihn als Schüler zum ersten Mal las - ebenso misstrauisch gegenüber wie Heidegger. Ganz besonders ärgert mich der jährliche Bayreuther Mummenschanz in seiner Geschichtsvergessenheit und verächtlichen „Exklusivität“, also einer Geldmachmaschine und historischen Intensiv-Reinigungsanstalt.

gegen alle „Linken“. Es gab für diesen staatlichen und öffentlichen Furor keine Entlastung beispielsweise durch die gleichzeitige Filbinger-Affäre 1978, die nach seiner Anklage als „furchtbarer Jurist“ durch den Dramatiker Hochhuth und seine ebenso wütende wie ungeschickte „Verteidigung“ zu seinem Rücktritt als Ministerpräsident Baden-Württembergs 1979 führte. Die eine ebenso wie die andere Konfliktlinie zeigten deutlich, wie zäh der „alte“ CDU/CSU-Konservatismus nur dann (Macht-) Positionen räumte, wenn sie nun gar nicht mehr zu halten waren, und wie noch viel zäher er alles „Linke“ unter den General- und Zentral-Verdacht der Feindlichkeit gegenüber der „freiheitlich-demokratischen Grundordnung“ (fdGo) stellte, die damals geradezu zu einem staatlichen Fetisch erhoben wurde - die Vorstufe für die spätere „Extremismus-Theorie“.

Leben und Lehren in Hannover: 1981 - 1985/86

Die Übersiedlung nach Hannover 1980/81 und der Beginn meiner Unterrichts-Tätigkeit im Projekt der „Maßnahmen zur beruflichen und sozialen Eingliederung“ junger Ausländer (MBSE) stellte mein eigenes Verständnis von „Bildung“ in einem viel stärkeren Maß zur Disposition als vorher die Jahre der Universitäts-Lehre in Berlin. Dabei ging es weniger um die Unterrichtspraxis - Deutsch-Unterricht für türkische Jugendliche - als vielmehr um eine doppelte Konfrontation: Die mit der türkischen Kultur (damals im Übrigen noch kaum mit dem Islam) einerseits und nicht nur meiner Reaktion darauf, sondern auch der Reaktion meiner Kolleg*innen (als Handwerker*innen, Sozialarbeiter*innen und der Frauen in der Projektleitung und -verwaltung)⁹⁶.

Ich möchte das an zwei exemplarischen Fragestellungen verdeutlichen. Als „Lehrer (hocca)“ hatte ich für Disziplin zu sorgen, beispielsweise für ein Minimum an Pünktlichkeit. Und in dem Ausbildungsbereich, in dem ich arbeitete - Malerei - ging es um die Auseinandersetzung mit der türkischen Kunst im allgemeinen und dem Verständnis von Farben im besonderen. Auf diese beiden sehr grundsätzlichen Fragestellungen war ich nicht vorbereitet und musste mir einen eigenen, begründeten bzw. begründbaren Standpunkt dazu erst einmal erarbeiten und dann zusehen, ob und wie er sich in der täglichen Arbeit mit den Jugendlichen auswirken konnte.

Dabei spielte für mich durchaus eine Rolle, ob dieser Standpunkt, den ich einnehmen wollte, bloß autoritär, prokapitalistisch-westlich, kolonialistisch-imperialistisch oder rassistisch wäre (einige weitere Gesichtspunkte habe ich schon im ersten Teil vorgestellt). In

⁹⁶ Ich sollte das Projekt wissenschaftlich begleiten und fand, dass ich das nur im Sinn einer „teilnehmenden Beobachtung“ tun könnte - deshalb ordnete ich mich im Projekt als Lehrer für „Deutsch als Fremdsprache“ ein. Das erwies sich insofern als richtig, als ich später Konflikte in diesem Projekt zwischen den funktionellen Gruppen besser beurteilen und wenigstens teilweise auch beilegen konnte: Die Kolleg*innen hatten ähnliche Schwierigkeiten wie ich, reagierten aber ziemlich verschieden darauf und stritten sich auch oft.

den frühen 80er Jahren hat sich die Diskussion noch bei weitem nicht so zugespitzt abgespielt, wie sie das heute tut.

Exemplarisch war für mich die Art, wie Werner Schiffauer diese interkulturelle Problematik anging, ein Sozialwissenschaftler, der in meinen Augen eine ernsthafte ethnologische Praxis aufwies - er hatte einige Zeit in der Türkei, vor allem in einem türkischen Dorf zugebracht und dabei unter anderem sehr differenziert über den Begriff der „Ehre“ nachgedacht. Dieser Aspekt spielte für mich eine ziemlich große Rolle, weil eben diese „Ehre“ so eng in Verbindung mit Patriarchat und Autorität stand, die zwar einerseits mit dem kemalistischen Staat assoziiert waren, auf der anderen Seite aber mindestens ebenso sehr mit dem Problemfeld Religion (was vor allem auch damit zusammenhing, dass der Staat außerhalb der Zentren in den anatolischen Dörfern, aus denen viele der Jugendlichen kamen, manchmal so gut wie gar nicht präsent war). Dazu kam ein Verhalten bei den Jugendlichen, das ich als außerordentlich opportunistisch empfand: Bei aller Bereitschaft zu Rebellion wurden sie sofort geradezu „handzahn“, wenn eine Autorität ins Spiel kam, die ihnen übermächtig erschien - was an erster Stelle die väterliche Autorität in der Familie war, dann aber auch die, die von der Familie anerkannt war. Auf mich als Lehrer entfiel zwar auch ein Teil dieser Autorität - aber eben auch nur ein Teil. -

Ein Bereich, in dem sich eine sehr grundsätzliche Differenz zu meinen Auffassungen abzeichnete, war das Verhältnis zur Zeit im allgemeinen und zur Pünktlichkeit im besonderen. Nach einiger Zeit fand ich heraus, dass das Türkische - soweit mein Verständnis reichte - in der Zeitbestimmung in Fragen der Pünktlichkeit aus unserer Sicht ein Problem hatte: Ich fand keinen Ausdruck für das, was bei uns „zu spät“ heißt. Mir wurde bald klar, dass die Jugendlichen dann, wenn sie z. B. bei VW anfangen würden zu arbeiten, sehr wohl sehr pünktlich sein würden - in unserem Projekt und bei mir im Unterricht waren sie jedoch sehr viel „liberaler“. Ich war damit in der Zwickmühle: Einerseits hatte ich sehr viel Sympathie für diese damit verbundenen Verhaltensmuster, andererseits dachte ich, ich müsste im Sinn einer Absicherung für ihre Zukunft unser Verständnis von Pünktlichkeit unterstreichen und durchsetzen. Die Sache endete unentschieden. Die Tatsache, dass ich bis heute darüber nachdenke, macht mir einerseits klar, wie sehr ich selbst mich in dieses stählerne Gehäuse der Pünktlichkeitsvorstellung hineingezwängt hatte (ich hasse es, wenn ich wegen allzu nonchalanter Zeitgestaltung anderer warten muss) - und wie sehr mein Verhalten als Konditionierung durch das kapitalistische Zeitregime angesehen werden kann. Jenseits von allen Fragen von Höflichkeit, Anstand usw. war und ist die Sache für mich ein Bildungserlebnis gewesen und bis heute ein praktisches Bildungsproblem: Ich merke, wie es mich verunsichert, dass ich als Rentner vielen Problemen des Zeitregimes enthoben bin - weil es meine Struktur der Zeitverwendung im ganzen Bereich meiner Berufstätigkeit stark relativiert. -

Die andere Fragestellung war qualitativ davon ganz verschieden. Als ich in das Projekt eintrat, war entschieden worden, dass neben den Bereichen Holz, Metall und Elektro auch ein Bereich Malerei angeboten werden sollte; man hatte auch einen Malermeister

eingestellt, mit dem ich zusammenarbeiten sollte und wollte, weil ich nach meinen Erlebnissen auf dem Bau dachte, dass ich damit noch am besten zurecht kommen würde. Das war mit Blick auf die Jugendlichen viel zu kurz gedacht. Für sie war die Perspektive Automobilindustrie wichtig - und nicht die Perspektive Handwerk. Damit fiel schon der Bereich Holz zurück; es gibt zwar die Berufsbezeichnung „Tischler/Zimmerer“ oder ähnlich auch in der Türkei (marangoz), aber sie scheint nicht mit sehr viel Prestige verbunden zu sein. Für den Bereich der Malerei gibt es im Handwerk so gut wie nichts, sehr wohl aber im Bereich der Kunst und Religion - damit hatten aber die Jugendlichen nun gar nichts im Sinn.

Ich hatte daher durchaus meine eigenen Bildungserlebnisse - aber ich hatte keine Chance, sie den Jugendlichen zu vermitteln oder sie gar dafür zu begeistern. Ich lernte sehr viel z. B. über die Symbolik von Farben im Christentum und im Islam, aber auch über die Praxis des Häuserbauens auf dem Land in der Lüneburger Heide (das erinnerte mich noch am ehesten an das, was wohl bei den Jugendlichen im Kopf war) - aber es schien eben bloß Kultur zu sein, die unter dem utilitaristischen Blickwinkel und unter den Bedingungen der relativen Armut so gut wie keinen Stellenwert hatte.

Ich bin dieser Fragestellung später noch einmal begegnet, als ich mit den jämmerlichen Wohnverhältnissen vieler Russen konfrontiert wurde⁹⁷ - und auf der anderen Seite der Würde der russischen Frauen, die auch in der Provinz außerordentlich gepflegt und stilbewusst auftraten, was man von den Männern nicht im mindesten behaupten konnte. Dazu kam, dass ich mich - ausgehend von der Beschäftigung mit den Farben - plötzlich auch mit der Mode konfrontiert sah: Mit ihren Zyklen, in denen sie beispielsweise nicht nur die diversen Textilien, sondern auch die PKWs einfärbte. Im Ergebnis fühlte ich mich diesen Fragen gegenüber eher etwas hilflos - nicht nur als Mann, sondern auch als Objekt eines kapitalistischen Verwertungszusammenhangs, in den offensichtlich auch zumindest die Alltagsästhetik stark eingespannt ist. Daraufhin beschäftigte ich mich auch mit allgemeineren Fragen der Ästhetik⁹⁸ - um zu bemerken, dass das im Bereich der Politologie bestenfalls dann eine Rolle spielte, wenn es um politische Symbolik ging - und um die ziemlich erfolgreichen Versuche der Nazis, diesen Teil des Alltags komplett zu besetzen

⁹⁷ Um das Jahr 2000 etwa kam ich in den Ort Neftegorsk, etwa 40 km von Samara (früher Kuibyschew) und war fassungslos angesichts des niedrigen Standards der Häuser und der Wohnungen, die wir dort sahen; ein paar Tage später kamen wir nach Moskau und sahen ein ähnliches Problem, wenn auch um ein paar Stufen gehoben. Ähnliche Eindrücke hatte ich in der ersten Hälfte der 70er Jahre in einem Neubau-Wohnviertel in Warschau, in dem keine „armen Leute“ lebten... Sowohl in Warschau wie auch in Russland fehlten erkennbare Standards für die Verwendung von Farben an und in den Gebäuden; anders war es im privaten Bereich der jeweiligen Wohnungen. Trotzdem hinterließ es einen niederdrückenden Eindruck von Ärmlichkeit.

⁹⁸ Ich interessierte mich mehr und mehr für die Veröffentlichungen Gernot Böhmes, aber auch seine Bruders Hartmut Böhme, hatte aber nie die Zeit, das langanhaltend und systematisch zu tun. Das konkretisierte sich zeitweise, wenn ich dem Hobby Fotografie (auch in der Theorie) nachging; bemerkenswert waren die Ergebnisse nur sehr selten.

und zu instrumentalisieren (womit dann wieder die Frage verbunden war, wie die sowjetischen Festlegungen in der politischen Ästhetik zu beurteilen sind⁹⁹).

All das entfernte mich von der Praxis der Lehre und vom politökonomischen Paradigma der Politologie am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin immer mehr. An der Universität in Hannover konnte ich damit auch nicht viel weiter kommen - ich konnte zwar Lehraufträge zu Fragen der Migration unterbringen, aber auch nicht sehr viel mehr. -

Etwas anders verhielt sich das dann, wenn es um den Nationalsozialismus ging. Ich hatte den Eindruck, dass die Kolleginnen und Kollegen in Hannover sich mehr damit auseinandersetzten als die in Berlin. Wichtig wurden für mich in diesen Jahren zwei exemplarische Bereiche bzw. Beispiele: Zum einen die Außenlager von Neuengamme im Bereich von Hannover, zum anderen die Vergangenheit und Gegenwart in Celle.

In Hannover kam es zu einer Initiative, einen Gedenkort für diese Außenlager zu schaffen; man einigte sich darauf, auf dem Betriebsgelände der Firma Varta in Stöcken einen solchen Ort zu markieren. Die Auseinandersetzungen darüber zogen sich über mehrere Jahre hin; sie waren für mich insbesondere in einem Punkt lehrreich: Es gab einen überaus zähen Widerstand des Konzerns gegen dieses Vorhaben. Im entsprechenden Stichwort bei Wikipedia heißt es dazu unter anderen recht zutreffend:

Die Geschichte dieses Lagers, das Schicksal der Inhaftierten und die Aufarbeitung in der Nachkriegszeit - hier insbesondere die Strafverfolgung - ist Mitte der 1980er Jahre umfassend dokumentiert worden. Zur Erinnerung daran wurde 1987 (...) nahe dem ehemaligen Lager ein Mahnmal mit einer Skulptur und Gedenktafel auf öffentlichem Grund aufgestellt. (...) *Die Hauptaktionäre der Varta, die Familien Quandt und Klatten, lehnten eine Errichtung eines Mahnmals auf dem Firmengelände ab*“ (Stichwort KZ Hannover-Stöcken (Akkumulatorenwerke); Hervorhebung von mir).

Inzwischen gibt es im Bereich Hannovers drei Gedenkort für diese Außenlager. -

Etwas anders verlief meine Beschäftigung mit der Geschichte der Stadt Celle im Nationalsozialismus. Auslöser dafür waren zwei ganz andere Themen: Ich hatte mich im Zug meiner Beschäftigung mit Arno Schmidt auch mit „dem anderen Heidedichter“ auseinandergesetzt: Mit Hermann Löns¹⁰⁰, der intensive Beziehungen zur Stadt Celle hatte und dort

⁹⁹ In diesem Zusammenhang beeindruckte mich das Gegenüber des nazi-deutschen und des sowjetischen Pavillons bei der Weltausstellung 1937 in Paris - und noch viel mehr Picassos Auftragsarbeit für den spanischen Pavillon: Das berühmte Bild „Guernica“.

¹⁰⁰ Löns wurde über Jahrzehnte nach seinem Tod gleich zu Beginn des Ersten Weltkriegs noch geschätzt und verehrt. Nach 1945 verfügten die Alliierten eine Zensur der Bibliotheksbestände; in der SBZ/DDR wurden seine Bücher gänzlich entfernt. In der BRD hielt die Ehrung viel länger an: Noch 1986 (!) erschienen in 5 Bänden ausgewählte Werke mit einem viel zu nachsichtigen Nachwort, während einige Zeit vorher ein Germanist zutreffend urteilte: „Banalste Gedichte, von denen einige durch Vertonung überlebt haben, und Provinzprosa, die der Blut-und-Boden-Literatur zumindest vorgearbeitet hat und für die der Ausdruck Kitsch noch ein Euphemismus ist: Nicht viel anders wird wohl jeder, der über einigen literarischen Geschmack verfügt, das Werk von Hermann Löns charakterisieren“ (zitiert im Stichwort der Wikipedia zu Löns) - kein Wunder in Anbetracht etwa des Beginns einer Ballade zur historischen Figur der Sophie von Mandelsloh: „Ihr Haar war blond, ihr Zopf war schwer / sie trug ihre Brüste stolz vor sich her / und lachte so laut und so froh / es zwang den ungerittenen Gaul / es

auch durchaus geehrt wird¹⁰¹. Eine von ihm sehr verehrte Frau - Hanna Fuess, Pastorentochter aus Altencelle und Nichte seiner Frau - war einige Zeit nach Löns' Tod Redakteurin der Celleschen Zeitung geworden (die als rechtskonservativ galt und gilt); sie hatte 1946/47 eine „Chronik“ der Ereignisse im Landkreis Celle geschrieben, in der sie u. a. auf die Flüchtlinge einging, andererseits aber heftig gegen die Displaced Persons polemisierte, die nach der Befreiung des Lagers Bergen-Belsen umstandsbedingt noch in der Region verblieben waren. Dazu kam der Bericht des damaligen Flüchtlingspastors und späteren niedersächsischen Flüchtlingsministers, des ehemaligen Breslauer Pfarrers Heinrich Albertz, der politisch, sachlich und menschlich auf einer entschiedenen Gegenposition stand. Schließlich kam noch hinzu, dass ich darauf stieß, dass der fanatische Nazi und Jurist Freisler in Celle geboren wurde (am Geburtshaus gleich rechts neben der großen Brücke über die Aller gibt es bis heute kein Erinnerungszeichen). - Nichts davon fand sich in einer damals verbreiteten Geschichte der Stadt Celle wieder¹⁰².

Als ich diese Thematik in einer Lehrveranstaltung in Hannover anschnitt, meldete sich ein Juso-Mitglied unter den Studenten und regte an, sich mit der „Celler Hasenjagd“ zu beschäftigen, die damals - Anfang der 80er Jahre - im kollektiven Vergessen zu versinken drohte. Mit ihm zusammen und einigen weiteren Student*innen gingen wir dem nach und erreichten, dass zunächst ein kleines Erinnerungszeichen gesetzt wurde - es ging darum, das Schicksal der Häftlinge zu würdigen, die am 8. April 1945 nach einem Luftangriff auf Celle und damit auch den Zug, in dem sie nach Bergen-Belsen gebracht werden sollten, den Versuch einer Flucht unternommen hatten und von der Polizei, dem Militär und vielen Celler Bürgern wieder zusammengetrieben und in großer Anzahl ermordet worden waren (insgesamt sind etwa 170 Tote bekannt). Heute gibt es ein Mahnmal dazu und auch ein Stichwort bei Wikipedia - damals gab es in Celle dagegen nur Widerstand. -

Die Erfahrungen im MBSE-Projekt in der Nordstadt in Hannover, direkt in der Umgebung von Instituten der Universität, und im Rahmen der Lehrveranstaltungen und der politischen Initiativen stuft ich heute als Bildungsschritte für mich ein: Sie haben ihre Nachwirkungen bis heute. Damals konnte ich sie noch nicht gut einordnen. Sie hatten auch ihren Einfluss auf die Seminare, die ich seit 1981/82 in der Heimvolkshochschule in Bad Bevensen anbieten konnte - die verweisen aber schon wieder auf die nächsten fünf, sechs Jahre: Also auf den nächsten Abschnitt meiner „Bildungsbiografie“. -

riss dem Bluthund den Fraß aus dem Maul: / Sophie von Mandelsloh!“ - ein Verehrer von blau und blond, ein mäßiger Antisemit, aber leidenschaftlicher Polen- und „Zigeuner“-Hasser... - und noch sehr lebendig beispielsweise bei Youtube mit den alten Pseudo-„Volksliedern“, speziell in den Varianten von Heino.

¹⁰¹ Es gab im Bomann-Museum noch in den 70er Jahren (und wenn ich mich recht erinnere: Auch noch in den 80er Jahren) eine eigene kleine Abteilung für Hermann Löns, in der u. a. als Reliquie sein Jagd- und Wander-Rucksack gezeigt wurde. Inzwischen hat das Museum seine Schwerpunktsetzungen sehr geändert (Löns wird nicht einmal mehr auf der Internetseite genannt); vor kurzem gab es zum 100. Geburtstag eine sehr vorzeigbare Ausstellung zu Arno Schmidt (und in Celle gibt es inzwischen auch einen Arno-Schmidt-Platz - wenn auch nur einen ziemlich kleinen).

¹⁰² Als ich mir Ende der 70er Jahre in Celle eine Stadtgeschichte kaufte, erschöpfte sich der Bericht über die Zeit von 1933 bis 1945 weitgehend mit einem Bericht über Bauten, die damals entstanden; über die Judenverfolgungen, das nahe KZ Bergen-Belsen und all die anderen Scheußlichkeiten und Massaker der Nazis kein Wort.

Darüber hinaus ist es möglich, eine *Zwischenbilanz-Miniatur* einzufügen: Mein Begriff, meine Vorstellung von Bildung begann sich langsam, aber spürbar zu verschieben. Zu Beginn, als ich mit 13 oder 14 Jahren mein Schulheft mit dem Verzeichnis der lesenswerten Bücher vollzuschreiben anfang, ging es mir um den „Kanon“, bevor ich eine genauer fassbare Vorstellung davon hatte, was das sein sollte. Dem half in einem Mindestmaß das Gymnasium ab - und forderte zugleich zu Protest und Widerstand auf. Das blieb nicht nur unsystematisch, sondern bewegte sich noch im Rahmen eines erweiterten Verständnisses von Kanon¹⁰³. - In der Universität begriff ich dann, dass der Begriff der „wissenschaftlichen Bildung“ prinzipiell offen ist: Es gibt immer irgendwelche „Lücken“, die zu schließen seien - nachdem man sie überhaupt erst wahrgenommen hat. Immerhin und allerdings: Es gibt Regeln für das Verständnis der scientific community.

In Hannover begriff ich in der Arbeit mit den Jugendlichen aus der Türkei, dass es nicht nur ganz andere kulturelle Bezugssysteme gibt, sondern auch, dass es in diesen Bedeutungsfeldern manchmal noch nicht einmal „Spielregeln“ gibt. Darauf hatten auch die Ethnolog*innen schon immer aufmerksam gemacht - aber auch gleichzeitig dafür gesorgt, dass für sie ein neues Bezugsfeld konstruiert wurde, das in das universitäre Gesamtfeld arrondiert werden konnte (damit konnte man Akzeptanz, Positionen und Einkommen gewinnen).

Der größere Bezugsrahmen dafür wurden die „Kulturwissenschaften“, die sich herauszubilden begannen - so, wie sich etwa zwei Generationen zuvor die Politologie eben gerade auch am Otto-Suhr-Institut herausgebildet hatte: Zunächst als ein interdisziplinäres Institut (mit dem Hintergrund der Geschichte der Deutschen Hochschule für Politik), dann als ein eigener Fachbereich, den ich heute so wahrnehme, dass er sich nicht nur professionalisiert hat, sondern auch zu einem ökonomisierten Dienstleistungsbetrieb für „die Politik“ erstarrt ist - so ist er für mich nicht mehr attraktiv.

Damit hatte ich aber noch kein Verständnis für meinen eigenen Weg zur „Bildung“. Ich begriff zunächst nur, dass ich von dem Weg abkam, der traditionell zu einer Professur geführt hätte. Mein Leiden an dieser „Unvollkommenheit“ war zwar greifbar und nicht ganz unerheblich - aber begrenzt; immerhin hatte ich den „Dokortitel“ ja schon „gemacht“ (der „Assistenzprofessor“ half mir außerhalb der Universität zu gar nichts). Mir wurde ganz massiv deutlich: Ich musste das verwerten, was ich in der Hand hatte. Viel mehr als das, was ich bisher schon betrieben hatte, fiel mir nicht ein: Bildungsvermittlung. Für die Arbeit in der Erwachsenen- und Jugendbildung war allerdings der universitäre Weg so gut wie unbrauchbar¹⁰⁴.

¹⁰³ In gewisser Weise mustergültig, wenn auch z. T. stark umstritten war erst viel später das Projekt von Marcel Reich-Ranicki, das eben auch unter dem Gesamt-Titel „Der Kanon“ von 2002 bis 2006 veröffentlicht wurde - und das ebenso umstrittene Projekt des Anglisten Dietrich Schwanitz von 1999 völlig zurücktreten ließ. Einen allgemein anerkannten Standard konnten beide - natürlich! - nicht definieren.

¹⁰⁴ Es kam hinzu, was ich damals zunächst nicht ahnte: Als Promovierter war ich für die Erwachsenenbildung in gewissem Sinn überqualifiziert - promoviert waren höchstens die Leiter der in Frage kommenden Bildungseinrichtungen. Also waren sie nicht daran interessiert, mich etwa als Fachbereichsleiter einzustellen - ich wäre zu

Noch mehr entging mir aufgrund der Zeitgebundenheit, aufgrund mangelnder Kenntnisse und wegen meines noch nicht so erheblichen Alters, dass ich damit eine Lücke ganz anderer Art zu überbrücken hatte: Die Aneignung von Verwertungswissen (als Tauschwert im Konkurrenzkampf meiner weiteren beruflichen Entwicklung) einerseits - das Gewinnen von Bildung als zunehmende und weiterführende Individuation (verstanden als dynamischer Prozess) andererseits. Noch viel weniger war mir bewusst, dass ich als einzelne Person in eine Entwicklung hineingeriet, die das ganze Sozialismus-Verständnis betraf und eines seiner Elemente aushöhlte. Ich hatte immer auf die Solidarität Wert gelegt - so z. B. auch in meiner Bekämpfung von Partialinteressen einzelner politischer Fraktionen im Rahmen der Aktionen gegen Berufsverbote - und dabei übersehen, dass es auch ein Verständnis von „Sozialismus“ (und erst recht Kommunismus) gab und gibt, das die Position eines Individuums überdeutlich gegenüber der Position der „Klasse“ sowie „der Partei“ zurücksetzt. So etwas hatte ich zwar bei Lukács gelesen - aber in dieser Hinsicht nicht verstanden. Also „zersetzte“ sich der Begriff des Sozialismus bei mir individuell ebenso wie bei vielen anderen, denen dann vorgeworfen wurde, sie hätten ihn im Verlauf ihres „langen Marsches durch die Institutionen“ verloren oder vergessen. Meiner Erinnerung nach wurden solche Diskussionen immer nur in z. T. höchst parteiischen Kontexten geführt, aber nicht grundsätzlich. Anders ausgedrückt: Ich war alles andere als „prinzipienfest“ - was sich letztlich als nützlich und sinnvoll erwies, obwohl ich es damals bestritten hätte, weil ich einen „Verrat an meinen Idealen“ fürchtete; dazu später mehr.

Exkurs: Reisen

Schon Mitte der 70er Jahre hatte es bei den Reisen in die Dolomiten eine Zäsur gegeben: Ich fing an, Italien zu erkunden. Zunächst war es die Toscana, dann ging es auch um andere Regionen des Landes. Die Phase des geradezu exzessiven Reisens dauerte etwa von 1975 bis 1990 (mit einigen kleinen Fortsetzungen nach 1990) - ich kann sie als eine Suchbewegung beschreiben, die ich mit großer Hartnäckigkeit betrieb, ohne wirklich zu wissen, was mich da antrieb:

„zwingend in den mittagshimmel sezierte / strömend gebreitete hügelkämme / unzugänglich der ausgelösten faszination: / spielerisch zielbewußt mit stetem motorgeräusch / geschlungene straßen entlang“

habe ich 1976 in einem meiner letzten Gedichte geschrieben; zutreffender, als ich damals dachte.

Quasi in einer Zick-Zack-Naht besuchte ich südlich von Bologna über Orvieto und den Trasimenischen See bis an den Stiefelabsatz in Apulien bei Santa Maria Leuca einerseits,

einem Konkurrenten für sie geworden, egal, ob ich das beabsichtigt hätte oder nicht. Heute dagegen sind manche Einrichtungsleiter*innen sogar schon Professor*innen...

Catania, Cosenza und Stromboli, dazu noch Sardinien andererseits so viel, dass sich am Ende die Faszination erschöpfte, eine neuerliche Pause verursachte und ich die jährlichen Fahrten in die Dolomiten wieder aufnahm.

Darüber hinaus unternahm ich weitere Reisen - sehr oft nach Holland, einmal nach England, einmal nach Russland, einmal nach Frankreich, einmal nach Polen und nach Tschechien sowie in die Slowakei, zweimal auf die Kanarischen Inseln sowie Formentera; dazu zahlreiche Trips in verschiedene Regionen der BRD, später auch die der ehemaligen DDR.

Es waren zweifellos Bildungserlebnisse, wenn auch jeweils mit unterschiedlicher Intensität und wechselnden Erträgen, von denen einer übrig bleibt: Ich habe ziemlich viel von Westeuropa gesehen, wenig bis gar nichts dagegen von Nordeuropa und von Südosteuropa sowie dem östlichen Mittelmeer.

Bei diesen Reisen war ich oft neugierig und glücklich zugleich, oft auch abgestoßen und konsterniert - aber meist eingesperrt in meine Identität, die sich anreicherte, aber nicht besonders qualitativ erweiterte. Heute, im Alter, wäre das vielleicht anders.

Lüchow: 1985 - 1990

Der Schritt, das Stellenangebot als Museumspädagoge in dem winzigen Ort Wustrow bei Lüchow¹⁰⁵ im Wendland anzunehmen, führte mich, wie ich bald begriff, in ein ganz neues Bezugssystem für das Verständnis von „Bildung“. Dieses Verständnis bezog sich weniger auf die Institution „Museum“ - auch wenn das Haus als „Museum für Alltagsgeschichte“ schon ein paar Schritte vom tradierten Geschichts- und Museums-Begriff entfernt war. Zudem lag es wahrlich in der niedersächsischen Peripherie, nur etwa 5 km von der Grenze zur DDR entfernt. Mit beiden Aspekten - Alltagsgeschichte als Bestandteil von Oral history und „Geschichte von unten“ sowie dem Spannungsverhältnis von Zentrum und Peripherie im innerstaatlichen Rahmen - hatte ich mich schon früher beschäftigt.

Gleich zu Beginn meiner Tätigkeit wurde ich auf zwei Aspekte gestoßen: Einmal die Problematik des möglichen Endlagers für Atommüll in Gorleben (vgl. dazu Teil 1), zum anderen auf einen Ausläufer der Heide- und Dorfforschung: Das Museum hatte eine Ausstellung des erst 1975 gegründeten Museumsdorfes Hösseringen (bei Uelzen) übernommen, deren Thema das Umnutzen und Wiederverwenden von Alltagsgegenständen aus der dörflich-ländlichen Praxis war. In einem erweiterten Verständnis passte das ganz gut in das Themenverständnis des Museums in Wustrow - so ließ sich der Ansatz später bei-

¹⁰⁵ Wustrow ist mit - gegenwärtig - etwas weniger als 3000 Einwohner*innen einer der Orte in Niedersachsen, die sich „Stadt“ nennen dürfen, aber nur eine etwas aufgeblasene Versammlung einiger eingemeindeter Dörfer sind. Das Ganze hat einen durchaus biedermeierlichen Charme.

spielsweise auf das Alltagsleben der Flüchtlinge anwenden, die 1944/45 auch im Landkreis Lüchow-Dannenberg angekommen waren und ihr Überleben organisieren mussten.

Beim Abholen von Gegenständen, die dem Museum für eine entsprechende kleine Ausstellung angeboten wurden (alte Koffer, improvisierte Küchengeräte und Spielzeuge sowie Kleidungsstücke usw.) wurde mir klar, wie sich Alltagsgegenstände quasi „mit Aura aufladen“ konnten, wenn sie musealisiert wurden. Ein Orientierungspunkt dafür waren für mich die Listen von notwendigen Gegenständen, die (etwa 1945 - 1948) von einem eigenen Ausschuss des Landkreises für Flüchtlingshilfe angelegt wurden: Radioapparate, Glühbirnen, Fahrradreifen und anderes waren äußerst knapp, auf ihre Weise „wertvoll“ und wurden zentral zugeteilt.

Darüber hinaus bekam ich eine kurze, intensive Einführung in die Praxis der „oral history“, die das ergänzte und klärte, was ich bisher nur aus der Literatur kannte - und mir wurde klar, was das Potential, aber auch die Problematik von Zeitzeug*innen war, ist und bleibt: Von der Brüchigkeit des Erinnerungsvermögens über die Auswirkung von Traumatisierungen bis hin zu Interessensbindungen, die die jeweiligen Erzählungen natürlich prägen und relativieren, solange sie nicht in einen stabilen Kontext eingeordnet werden können. -

Auf einen zweiten Bereich stieß ich, als ich die Aufgabe bekam, die „Eisenbahngeschichte“ des Wendlandes zu rekonstruieren, genauer: Warum die Strecken lange um den Landkreis herumgeführt wurden, bis es endlich erst 1911 zu einer Nord-Süd-Verbindung und 1924 zu einer West-Ost-Verbindung kam, die Lüchow und Dannenberg an die überregionalen Eisenbahnnetze anschlossen. Diese Rekonstruktion des provinziellen Status' des Wendlands fand so viel Interesse, dass sie (etwas gekürzt) in der Heimatbeilage der Lüchower „Elbe-Jeetzel-Zeitung“ abgedruckt wurde (s. u.). Wichtig ist für mich im Rückblick nicht so sehr, dass einige auch aktuell noch kritische Punkte ausgeblendet blieben, sondern meine Erfahrung, wie sich Archiv- und Aktenstudium „lohnen“ können. Das hatte ich so bei den Politologen noch nicht gelernt; in den Rahmen eines achtsemestrigen Studiums wäre das kaum einzuordnen gewesen. Ein Aktenstudium kam vielleicht für eine Diplomarbeit in Frage, in der Regel aber erst für eine Dissertation. Die kleine Studie, die ich machen konnte, war für mich aufschlussreich - sie demonstrierte mir, dass Bildung unvollständig und oft sogar trügerisch bleiben kann, wenn sie sich nur auf Bücher verlassen muss.



Die kritischen Punkte, die auch in der vollständigen Fassung des Aufsatzes nicht enthalten waren, sind u. a.: Die Interessen des Grafen von Bernstorff, der keine Eisenbahn wünschte, um weiter einen leichten Zugriff auf das Arbeitskräfte-Potential der Region zu haben (das sich dann nicht so leicht z. B. nach Hamburg und damit nach höheren Löhnen hin orientieren konnte); die Widerstände der Bauern, die mit Enteignung bedroht wurden, wenn sie ihr Land für den Streckenbau nicht verkaufen wollten und daher die von der Landvermessung tagsüber gesetzten Markierungen nachts wieder zerstörten oder verschleppten; die Problematik für das Atommüll-Endlager, das keinen Bahnanschluss hatte (die Castor-Behälter mussten vom Bahnhof Dannenberg aus mit speziellen LKW weiter transportiert werden - ein kritischer Punkt, wie sich bei den Widerstands-Aktionen dagegen über lange Jahre zeigte) - und noch einiges mehr.

Darüber hinaus war das halbe Jahrzehnt im Wendland in sich zwar widersprüchlich für mich, aber eine Erfahrung eines Übergangs, der kaum hätte „fruchtbarer“ sein können:

- Ich kam entscheidende Schritte aus der „Blase“ der universitären Monokultur heraus, obwohl ich immer noch Lehraufträge in Hannover und Berlin, zuletzt auch noch in Lüneburg hatte.
- Ich konnte mich von der Fixierung auf „die Heide“ lösen, die es sowieso (fast) nicht mehr gab¹⁰⁶, und entdecken, dass die Kulissenlandschaft des Wendlands ein Geschenk ist, wenn man an die landwirtschaftliche Nutzung in der norddeutschen Tiefebene denkt (das Elend beginnt bereits im Landkreis Uelzen; wie ich später merkte, „toppt“ Mecklenburg-Vorpommern das alles - ganz zu schweigen von den leider nicht nur ästhetisch mörderischen „Blankflächen“ Sachsen-Anhalts, vor allem südlich der

¹⁰⁶ Auch die Nemitzer Heide im Wendland ist eher ein Kunstprodukt als eine natürliche Formation - sie dient aber als touristischer Anziehungspunkt ebenso wie die wenigen „Heide-Inseln“ im engeren Kerngebiet der Lüneburger Heide - leider nicht weit entfernt von einer Nostalgie à la Heino.

Autobahnstrecke Berlin - Magdeburg - Hannover und westlich der Strecke Magdeburg - Halle - Leipzig).

- Ich bekam den Hauch einer Grenzlanderfahrung mit - die sich nicht in erster Linie auf die sehr gegenwärtige Grenze zur DDR bezog, sondern auch auf die alten Siedlungsgrenzen der Slawen und der „germanischen“ Völkerschaften; das war durchaus auch noch unter dem „Firniss“ der Flüchtlingsströme von 1944/45 zu erkennen, die zeitweise auch das Wendland „geflutet“ hatten. Eine Landmarke dafür war damals der Hühbeck, ein Höhenzug, der eine Rolle in der Diskussion der Historiker dafür spielte, bis wohin sich der Macht- und Einflussbereich Karls d. Gr. erstreckt hatte. (Später in Mecklenburg-Vorpommern lernte ich sehr viel mehr dazu, wovon man im Rest der Republik denkbar wenig weiß¹⁰⁷).
- Entscheidend war auch, dass das Aufreißen der „Universitätsmilieu-Blase“ ganz gemächlich und unaufwendig, aber höchst wirksam zugunsten einer Gesellschaft der internen Peripherie verlief, die ohne Provinzialität in sich selbst ruht - und gleichzeitig mit dem Gorleben-Konflikt an einer der großen und langfristigen Bruchlinien der bundesdeutschen Gesellschaft und ihrer Energie-Politik sitzt. Diese Gesellschaft im Wendland nahm mich so freundlich auf, wie ich es anderswo so gut wie nie erlebt habe - *ich bin bis heute sehr, sehr dankbar dafür*.
- Dazu trat der erste Höhepunkt meiner Seminar Tätigkeit in der außerschulischen und außerbetrieblichen Jugend- und Erwachsenenbildung, vor allem im Gustav-Stresemann-Institut in Bad Bevensen, und das vorläufige Ende.
- Die Lehraufträge an der Universität Hannover schließlich brachten mich in Kontakt mit der DDR - ich nutzte die Möglichkeiten, die der für 24 Stunden mögliche Besuch in den Grenzkreisen bot (in diesem Fall vor allem Salzwedel, Stendal, Ludwigslust und Schwerin), für Exkursionen mit den Student*innen¹⁰⁸; ich hätte nie gedacht, dass ich keine sechs, sieben Jahre später dort heimisch werden sollte.
- Am Ende dieser Zeit machte ich die Erfahrung der Arbeitslosigkeit, die damals allerdings noch bei weitem „komfortabler“ war als nach den Hartz-4 - „Reformen“; deshalb war es weniger die Erfahrung eines geringeren Einkommens als vielmehr die Suche nach neuen Perspektiven, die sich kaum erschlossen.

Damit trugen diese Jahre einen ausgeprägten Doppelcharakter: Einerseits lernte ich in sehr kurzer Zeit ungeheuer viel dazu, sowohl im „praktischen Alltagsleben“ wie auch im sozialwis-

¹⁰⁷ Es ist so etwas wie eine tragische Ironie: In der NS-Zeit war die „Bevölkerungswissenschaft“ sehr engagiert dabei, herauszufinden, wo die jeweiligen Grenzen der slawischen und der „germanischen“ Siedlungen verliefen. Das Problem dieser Forschungen bestand in ihrem mörderischen Rassismus: Man etikettierte „das Germanentum“ als die Substanz eines „Volkes ohne Raum“ und versuchte konkret zu planen, wie man „die Slawen“ (also konkret in erster Linie: die polnische Bevölkerung) teils regelrecht versklaven, teils geradezu ausrotten könnte/müsste. Die meisten mit dieser Frage befassten Professoren in Königsberg, Breslau, Straßburg etc. ließen in der BRD ihre Finger von solchen Planzeichnungen; die Reste ihrer Kartierungen finden sich bis heute z. B. in den Artikeln von Wikipedia.

¹⁰⁸ Wie ich später in Schwerin herausfand, als ich mit meiner eigenen Stasi-Akte konfrontiert wurde: Diese Fahrten wurden sämtlich von der Stasi registriert und beobachtet; leider sind davon nur Bruchstücke erhalten. Es kann gut sein, dass vor allem wegen meiner Kontakte in Salzwedel Berichte angefallen sind.

senschaftlichen Bereich; andererseits hatte ich zunehmend wieder den Eindruck, dass ich einen Haufen „nutzlosen“ Wissens anhäufte, der scheinbar auch ziemlich strukturlos war, weil ihn keine Perspektive bündelte¹⁰⁹. -

Wie sehr ich aus der „Blase“ des universitären Milieus herausfiel, merkte ich beim Pendeln zwischen Lüchow und Hannover - ich hatte meine Wohnung dort behalten, ebenso einen kleinen Freundeskreis. Die jeweils gut zweistündige Fahrt zwischen den beiden Orten war nicht nur ein Kulissen-, sondern geradezu ein „Weltenwechsel“: Das Wendland „tickte“ ganz anders als Hannover (das ich vorher gegenüber Westberlin schon als ziemlich behäbig empfunden hatte). Es war eine massive Erfahrung einer Entfremdung und Spannung zwischen „Zentrum“ und „innerer Peripherie“, die ich erst langsam zu dechiffrieren lernte - und die Erfahrung machte, dass ich mich letztlich zwischen beiden entscheiden müsste.

Emotional fühlte ich mich mehr und mehr zum Wendland hingezogen - auch wenn das immer deutlicher mit der Angst grundiert war, dort keine berufliche Perspektive zu finden. Ich kompensierte das mit teils hektischer Betriebsamkeit, teils mit retardierten Phasen gelähmter Ratlosigkeit. Wie der oben angesprochene Aufsatz zeigt, entwickelte ich zwar durchaus einen Begriff von „innerer Peripherie“, hatte aber meine Probleme damit, die frisch gewonnenen Erkenntnisse auf meine eigene Lage anzuwenden.

Die Zwitter-Existenz als „freier Dozent“ einerseits und Arbeitsloser andererseits wollte ich für mich nicht als Dauerlösung akzeptieren. Ich hatte zwar einige Texte im Gedächtnis, die mich beeindruckt hatten - fand aber in dem Augenblick, in dem ich mich für etwas Konkretes entscheiden sollte, darin wenig Anhaltspunkte für eine „vernünftige“ Zukunftsplanung. Der eine Gedanke kam von Lukács; ich hatte ihn etwa 1967/68 gelesen: Der Sozialist müsse einen klaren „Klassenverrat“ begehen, um glaubwürdig weiter agieren zu können. In meiner Lage im Wendland dachte ich: Der konnte gut reden - er kam aus einer Bankiersfamilie; das war mir zu abstrakt, ich konnte nichts damit anfangen: Berufsrevolutionäre wurden nicht gebraucht. - Die andere Idee stammte von Werner Fuchs (später: Fuchs-Heinritz). Er sprach von einer „Karriere nach unten“, die auch befreiend wirken könne gegenüber dem Karrierezwang in der kapitalistisch-marktliberalen Gesellschaft. Solche „verbogenen“ Lebensläufe hatte ich in Hannover kennengelernt: Leute, die bewusst in der Arbeitslosigkeit verblieben und nur manchmal Jobs annahmen, um nicht aus dem System herauszufallen. Auch damit konnte ich nichts anfangen. Wie es sich als „freelancer“ lebte, hatte ich inzwischen erfahren: Es hieß, dreimal so viel zu arbeiten, um annähernd das zu verdienen, was ein Festangestellter bekam. Ich hielt das für eine Ungerechtigkeit, weil Seminare, Gutachten oder Texte aus dem Bereich

¹⁰⁹ Dieser Eindruck damals zeigt nur einmal mehr, wie sehr mein Bildungs-Begriff doppelt begrenzt und reduziert war: Er war nicht persönlichkeitsbezogen, sondern an Maßstäben der Universitäten orientiert - und er war verwertungsorientiert: Ein Bildungsinhalt schien erst dann relevant zu sein, wenn er in den Uni-Seminaren und später auch den Seminaren in der Bildungsarbeit „wertbar“ war. Mir war die darin enthaltene stellenweise Abwertung meiner eigenen Persönlichkeit nicht recht bewusst - außer in einem gewissen Unbehagen und in einem schlechten Gewissen, weil ich's nicht lassen konnte, solches Wissen anzuhäufen.

der Sozialwissenschaften auch nicht annähernd so viel Honorar bekamen wie solche aus etwa dem technischen Bereich. -

Da alle Versuche, in der Region zu einer angemessenen Beschäftigung zu kommen, der Reihe nach scheiterten, machte ich mich zwar mit dem Gedanken vertraut, die Region verlassen zu müssen, hatte aber auch nicht den Hauch einer Idee, wohin ich mich wenden sollte. Ich versuchte daher, Zeit zu gewinnen - und beantragte 1988/89 bei der VW-Stiftung ein Forschungsprojekt, das mir vielleicht zwei Jahre Zeit und Geld gebracht hätte. Dass der Grund für sein Scheitern - die friedliche Revolution in der DDR - für mich eine ganz andere Art von Chancen eröffnen würde, habe ich nicht vorausgesehen. -

Soweit die neblig-düstere Seite.

Die andere Seite setzte sich schichtweise aus neuen Bildungserfahrungen und -erlebnissen zusammen. An erster Stelle stand die Landschaft: Der Landkreis Lüchow-Dannenberg unterscheidet sich deutlich von den umliegenden Landkreisen. Uelzen im Westen ist von industrialisierter Landwirtschaft bestimmt; die Böden dort sind sehr fruchtbar und begünstigen das. Die Altmark im Süden mit den beiden heutigen Landkreisen Stendal und Salzwedel ist eine relativ arme interne Peripherie, deren Existenz bis heute ziemlich prekär ist (und noch schlimmer wäre, wenn es nicht den großen ökonomischen Attraktor Wolfsburg gleich nebenan gäbe). Wittenberge im Osten¹¹⁰ war nicht viel besser dran und verfiel nach der „Wende“ in eine wohl bis heute nicht ganz überwundene Schockstarre. Im Norden schließt sich der Landkreis Ludwigslust an, gleich nach der Elbe beginnend mit der „Griesen Gegend“ - eine wahre „Streusandbüchse“ ohne jegliche größere Industrie¹¹¹.

Ästhetisch und kulturell gesehen profitiert das Wendland von seiner stark gemischten Bodenstruktur, die meist nur kleinräumige landwirtschaftliche Betriebe bzw. Nutzungsflächen zulässt. Das macht mir die Landschaft höchst angenehm. In den 70er Jahren entdeckten das auch viele Hamburger, Berliner und Hannoveraner - manche von ihnen begannen sogar, sich mit einem Nebenwohnsitz einzurichten. Sie brachten kulturelle Impulse mit, die sich in einer eigenartigen Kombination von Bedingungen in der Zeit entfalteten, in der ich dort war: Journalist*innen, Schriftsteller*innen, Künstler*innen kamen, sahen sich das Ganze jeweils eine gewisse Zeitlang an - und einige von ihnen beschlossen dann, etwas zum öffentlichen, politischen und kulturellen Leben beizutragen. Die abgelegene Region wurde damit in einer ver-

¹¹⁰ Erstaunlicherweise wurde ausgerechnet Wittenberge das Thema von gleich zwei soziologischen Studien: Heinz Bude u. a. (Hrsg.) (2011): ÜberLeben im Umbruch. Am Beispiel Wittenberge: Ansichten einer fragmentierten Gesellschaft; Hamburger Edition 2011, und: Andreas Willisch (Hrsg.) (2012): Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen. Links Verlag: Berlin. - Ein Vergleich mit dem Wendland ist aufschlussreich; gemacht wurde er noch nicht. Darüber hinaus sind andere innerdeutsche Vergleichsregionen interessant: Die Niederlausitz etwa oder Vorpommern. Trotz eines kleinen Booms für die „Transformationsforschung“: Das Interesse ist - gesamtgesellschaftlich gesehen - eher mäßig.

¹¹¹ Abgesehen von lebensmittelverarbeitenden Betrieben, so z. B. eine Großschlachtereier mit Fleischverarbeitung in Ludwigslust sowie Milchverarbeitung; daneben Kleinbetriebe für Holzverarbeitung, Keramik etc. Die landwirtschaftlichen Betriebe erreichen meist nicht die Flächen-Größenordnungen wie in den östlichen Landesteilen Mecklenburgs und Vorpommerns.

gleichsweise kurzen Zeit „bunter“ - und damit auch attraktiver für weitere Zuzüge (die allerdings die Wegzüge kaum kompensieren konnten).

Mini-Exkurs: Ausflüge in die Trivialkultur

Schon in der letzten Phase meiner Lehre in Berlin hatte ich angefangen, Comics zu verfremden (im wesentlichen die Peanuts und Garfield) und sie im Sinn von Gedächtnisstützen und „Eselsbrücken“ für die Student*innen zu nutzen. Meist tauschte ich dafür die Inhalte in den Sprechblasen aus; manchmal gingen die Eingriffe auch weiter. Das Verfahren war etwas aufwendig, machte mir aber Spaß - und ich hatte den Eindruck, dass es die Adressat*innen erheiterte und ihnen auch etwas brachte.

Die relativ kurze Episode brachte mich dazu, mich etwas näher mit dem ganzen Bereich der Comics zu beschäftigen - über Asterix hinaus, der damals allgemein beliebt war und nachwies, dass man mehr darin übermitteln konnte als mit den klassischen Bildgeschichten von Walt Disney, „Prinz Eisenherz“ oder „Tarzan“. - Ab 1981 gab es gewissermaßen einen „Ruck“ im Comic-Milieu, als die „Werner“-Geschichten von „Brösel“ erschienen und fast das ganze Jahrzehnt begleiteten. „Werner“ wurde auch im studentischen Milieu sowohl in Hannover wie auch in Berlin rasch zu einer Kultfigur, mit der ich mich intensiver beschäftigte. Das Ergebnis war u. a. ein Aufsatz in einem Stadtmagazin in Hannover, in dem ich versuchte, „Werner“ zu einem „Helden der Vorstadt“ zu erklären; mir fielen Analogien zu James Joyces „Ulysses“ und zum Maurer Finnegans¹¹² auf (womit ich die Leserschaft aber verschonte).

Seinen Höhepunkt erreichte das „Phänomen“ für mich, als mich Studenten aus Berlin Anfang September 1988 im Wendland abholten, um zu dem nahezu legendär gewordenen Rennen auf dem Flugplatz Hartenholm im Schleswig-Holstein zu fahren. Man hatte dort wohl mit vielleicht 10 000 bis 20 000 Besuchern gerechnet - bei weitem aber nicht mit den etwa 200.000, von denen heute (noch) gesprochen wird. Es war und blieb mein einziges Erlebnis mit einem solchen Ereignis der Massen- und Jugend-Kultur, das zwar ausgesprochen anarchisch und alkoholgetränkt war, aber trotz des schlechten Wetters sehr friedlich blieb. Alle sonst vielleicht geltenden Regeln für Versammlungen gerieten außer Kraft - aber es gab keinerlei wechselweise Feinderklärungen, zumal auch die Polizei darauf verzichtete, noch irgend etwas durchsetzen zu wollen.

Den einzigen Vergleichspunkt, die Musik-Festivals, kann ich nicht heranziehen, weil ich sie nie besucht habe; zu „Werner“ gab es auch keine extra darauf zugeschnittene Musik. Trotzdem traf das Ereignis einen „Nerv“ sowohl bei Jugendlichen wie auch bei Älteren. Es war al-

¹¹² Die Finnegans-Ballade ist grotesk genug: Eine Wiederauferstehung aus dem Geist des Whiskys - und das baldige Zurücksinken in den Tod (bzw. die Unterwelt). Auch der „Ulysses“ beschreibt genügend einfache Leute und macht keine Umwege, sondern führt direkt durch Alkoholsümpfe. Mit ein wenig Großzügigkeit lassen sich ein paar Szene-Analogien zwischen Hannover und Dublin ausmachen.

lenfalls implizit politisch; irgendwelche Einflüsse von Rechtsextremen gab es ebenso wenig wie solche von „links“ - obwohl man es der linken Szenerie eher zuordnen kann. Ich fühlte mich in manchen Punkten an den „Tunix“-Kongress von 1978 in Berlin erinnert, der das alte Schema der politischen Kongresse schon verlassen hatte¹¹³.

Kurz und gut: Ich zog noch weiter zurückreichende Parallelen wie beispielsweise zur Fastnachts-Kultur, die ich in Konstanz kennengelernt hatte, und noch weiter zurück zum Karneval von Romans (vier Jahrhunderte vorher: 1579/80), der eine - leider in Massakern scheiternde - frühneuzeitliche Revolte gewesen war. Mir wurde einmal mehr klar, dass ich meinen Kultur-Begriff ein weiteres Mal neu fassen müsste. Leider kam ich nicht dazu, einen Bezug zu dem Geschehen vor allem in den letzten beiden Jahren in der DDR¹¹⁴ herzustellen - was im Rückblick vielleicht ganz reizvoll wäre: Ähnlich wie ein Bezug zur mächtigen Neigung in der Gesellschaft, die Corona-Pandemie zeitweise zu „vergessen“ und sowohl mit Massenversammlungen wie auch mit Party- und Urlaubsverhalten zu „negieren“. -

Noch ein kurzer Nachtrag:

Natürlich habe ich in dieser Zeit (80er Jahre) auch die Comics von Seyfried gesehen und mich über sie gefreut (und manchmal auch ein bisschen geärgert¹¹⁵) - ich konnte sie aber für meine Zwecke damals nicht so nutzen, ebenso wenig wie manche andere, die zu Recht Beachtung gefunden haben und noch finden, womöglich schon „klassisch“ sind. Ich lasse sie daher hier außer Acht, ohne sie zu missachten. -

Später kam noch ein anderes Element dazu: Die TV-Erzählung als Unterhaltung aus dem Trivialbereich. Ich habe mir zum Beispiel - für mich eher etwas ungewöhnlich - ausgerechnet alle Folgen der Serie „Das A-Team“ gekauft - geradezu brüllend trivial, aber mir ganz angenehm, weil es sich dabei um ein Märchen handelt, in dem immer alles gut ausgeht. Das hat mich etwas abgelenkt und erheitert. - Etwas anders war es mit dem späteren Märchen, ebenfalls einer US-TV-Serie, die ich mir auch gekauft habe: „Dr. House“; ein anderes „Kaliber“, aber ebenfalls unterhaltsam und - dem Himmel sei Dank - keine Katastrophen-Serie. Es gab Zeiten, in denen ich diese Erheiterung gebraucht habe. Heute liegen die Schachteln mit

¹¹³ Ich erinnere mich dabei besonders an drei Veranstaltungen: Die Vorlesungen von Herbert Marcuse an der FU Berlin 1969; den Vietnam-Kongress 1968; ein Kongress mit Angela Davis 1972. Dabei ging es um grundsätzliche politische Fragestellungen am Beispiel aktueller Ereignisse und Probleme - aber so gut wie nie um das, was die Student*innen und andere Linke in Berlin bewegte. Die „unorganisierte Linke“ hatte das zwar schon immer zu thematisieren versucht (ganz extrem die „Kommune 1“ und 2) - es blieb aber ein nachgeordneter Aspekt, ähnlich wie die Fragen der konkreten Emanzipation, vor allem der Frauenemanzipation. Die Folgen dieser Nicht-Thematisierung waren erheblich - dazu später mehr.

¹¹⁴ Eine DDR-Analogie zum Massen-Festival mit einem Charakter, der dem dieser „Werner“-Veranstaltung wohl nahe kam, aber sehr wohl eine eigene Tradition hatte, war der Karneval von Wasungen (der heute sehr kommerzialisiert zu sein scheint). Die alemannische Fasnacht trägt ähnliche Züge - bei zahlreichen lokalen Varietäten. Die „Love parades“ hingegen scheinen einen anderen Charakter zu haben.

¹¹⁵ Ich finde, er macht es sich mit seiner „innerlinken Polemik“ manchmal etwas einfach - ähnlich, wie ich es im Bereich der Jugendarbeit bei „Ton, Steine, Scherben“ erlebt habe. Die „Antworten“ auf manche Probleme und die propagierten „Lösungen“ fand (und finde) ich ab und zu ungangbar (Beispiel: Die Aneignung von Häusern oder Jugendzentren; manchmal auch der Umgang mit Polizist*innen, auch wenn die natürlich oft ganz unmöglich aufgetreten sind).

den DVDs im Regal; vielleicht gucke ich mir wieder mal etwas an (so viel Besseres gibt es heutzutage nun wieder auch nicht - nur: Ich habe keinen Fernsehapparat mehr).

Krasses Ende einer historischen - und persönlichen - Phase

In meine Orientierungslosigkeit platzte die „Wende“ - ein Ereignis, das ich mit dem Blick auf mich zunächst gar nicht einordnen konnte. Sehr rasch wurde aber klar: Im November 1989 öffnete sich die Grenze zur DDR auch im Wendland - ein Jahr später gründete ich mit anderen zusammen den „Akademie Schwerin e. V.“, dessen Geschäftsführer und Vorsitzender ich wurde. Damit begann ein neues Halbjahrzehnt, das meine Auffassungen von Kultur und Bildung erneut umwälzte.

Den damit verbundenen politischen „Sprung“ habe nicht nur ich bis heute nicht vollständig verstanden oder gar „aufgearbeitet“. Dabei geht es mir nicht einmal in erster Linie um die schändliche Behandlung der Bevölkerung der DDR mit dem Einigungsvertrag, der Treuhand-Anstalt und anderen Fehlern des „Westens“. Es geht mir auch nicht darum, dass damit die „Nachkriegszeit“ endgültig abgeschlossen wurde (und das sogar vergleichsweise erschütterungsarm).

Wie sich vielmehr immer deutlicher abzeichnet, ist die Auseinandersetzung mit der Nazi-Zeit noch bei weitem nicht beendet - die nicht nachlassenden rechtsterroristischen und antisemitischen (und anderen rassistischen) Aktivitäten zeigen das an der Oberfläche überdeutlich. Es gibt auch kein Verständnis dafür, dass die Diktatur-Problematik der DDR ein Komplementär-Phänomen ist, das für die heutigen Schwierigkeiten der deutschen Innenpolitik weitgehend unbegriffen ist¹¹⁶. Damit stehen wir natürlich in Europa nicht allein; entsprechende

¹¹⁶ Pegida und die AfD sind als instabile Bewegung bzw. Partei nur ein Indiz dafür, wie schwach die gesellschaftliche, aber auch die politische Abgrenzung gegen die Nazi-Erbschaft ist: Insbesondere die CDU/CSU, aber nicht nur sie, „sucht immer wieder das Gespräch“ mit den „rechten Wutbürgern“ - eine Geschichtsvergessenheit und eine Prinzipienlosigkeit, die mich immer wieder sprachlos macht: Es gibt kein Gespräch mit Rassisten und Neo-Nazis, auch wenn sie „nur“ halbwegs schweigend an der B 96 zwischen Bautzen und Zittau stehen, aber umso härter in Cottbus zuschlagen usw. Diesen Ärger formulieren übrigens häufig Frauen als Kommentatorinnen - z. B. Margarete Stokowski oder Mely Kiyak, aber etwa auch die Autorin Manja Präkels in ihrem nur allzu berechtigten Zorn gegen solche selbstbesoffenen Schönredner wie Moritz von Uslar, der sich in der „Zeit“ aussalbadern darf. Konkreter: Hans Moritz Walther Freiherr von Uslar-Gleichen schrieb 2010 mit dem Buch „Deutschboden“ eine Reportage über Rechtsextreme in Zehdenick, die er als „teilnehmende Beobachtung“ bezeichnete. Er wiederholte damit einen Irrtum, der in der Sozialpädagogik als Scheitern bekannt ist: Damit kann man das Problem des Rechtsextremismus nicht angehen. Manja Präkels, die aus Zehdenick stammt, warf ihm das 2017 völlig zu Recht vor und belegte ihre Auffassung in ihrem Roman „Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß“. Wie ahnungs- und begriffslos Uslar war und ist, belegt sein neues Buch „Nochmal Deutschboden. Meine Rückkehr in die brandenburgische Provinz“ (in diesem Jahr erschienen). Die Kontroverse zwischen Uslar und Präkels ist ein stupender Beleg dafür, wie leichtfertig und gefährlich westdeutsche Anbieterungen sein können - aber auch: Wie erfolgreich das sein kann, weil die westdeutsche Ahnungslosigkeit so massiv und bräsig ist. Mir ist völlig unverständlich, warum sich die „Zeit“ nicht von ihm als Autor trennt.

„konvulsivische Zuckungen“ in Frankreich¹¹⁷, Spanien¹¹⁸ und Italien¹¹⁹ verhalten sich analog dazu (ganz zu schweigen von den mittelosteuropäischen¹²⁰ und südeuropäischen Problemen bis hin zur Türkei¹²¹). Der Vorhang für einen Blick darauf hat sich 1989/90 erst einen Spalt weit geöffnet. Es dauert offenbar quälend lange, bis sich die Verhältnisse für diesen Blick etwas klarer abzeichnen. Für mich war die Übersiedlung nach Schwerin ein erster Schritt näher an diese Fragestellungen heran (die damals so noch nicht erkennbar waren). Dazu in den nächsten Abschnitten mehr. -

Noch einmal: Randständigkeit

Im Jahr 1989 war ich mit meiner Existenz im Wendland in einer realen Randständigkeit angekommen: *Ökonomisch* war ich als Arbeitsloser ohne besondere Perspektive in der Situation, die damals mit der Phrase bedacht wurde: „Du hast keine Chance, also nutze sie“. *Wissenschaftlich* bewegte ich mich „im freien Raum“ und war voller Zweifel, wie ich das denn etikettieren sollte, was ich da dachte und trieb. *Politisch* war ich völlig irritiert: Was sollte ich denn aktuell unter „Sozialismus“ verstehen, und welchen Richtungen oder Bewegungen sollte denn meine Solidarität gelten? -

Gesellschaftlich befand ich mich in einer Lage, in der sich Student*innen schon immer befanden und befinden: Sie wurden und werden akzeptiert, weil sie ein gewisses Potential verkörpern, das sich allerdings noch konkretisieren muss: Was wird aus ihnen werden? Ich war

¹¹⁷ Die „Gelbwesten“ sind vermutlich ein Indiz dafür, wie die sozialen Spannungen in Frankreich u. a. auch deswegen bestehen, weil die Absolvent*innen der Eliteschulen besinnungslos Traditionen weiterführen, die auf die Kompromisse de Gaulles mit den Kollaborateuren von Vichy zurückgehen - das gleiche Vorgehen wie das Adenauers in seinen christkatholisch garnierten Kollaborationen mit den Altnazis. Heute weiß man davon nicht mehr sehr viel - aber aus dem alten Unbehagen ist ein Misstrauen verblieben, das leider etwas orientierungslos ist. Die Tatsache, dass Macron geradezu sprunghafte Lernprozesse vorführt, macht die ganze Situation durchaus „volatil“.

¹¹⁸ Die spanische Politik und Gesellschaft war leider nicht imstande, ihren notwendigen Kompromiss mit den Franquisten nach dem Tod des Verbrechers Franco nach einer Anstandsfrist aufzulösen. In halb erklärtem, halb nicht erklärtem Einverständnis mit der katholischen Kirche sind es heute christdemokratische PP-Politiker zusammen mit Neofaschisten, die eine neue populistische und rassistische Politik vorantreiben, die angebliche Lösungen für die ökonomischen und sozialen Spannungen der Gesellschaft propagieren.

¹¹⁹ Nach dem Zusammenbruch des korrupten alten italienischen Parteiensystems war es Berlusconi, der als ein „Trumpf der ersten Stunde“ jede Reform lange blockierte und, um an der Macht zu bleiben, keine Unappetitlichkeit scheute, um mit den alt- und neofaschistischen Kräften der italienischen Politik zu paktieren. Der aktuelle selbsternannte „Volkstribun“ ist Salvini, der z. B. mit seiner Unmenschlichkeit in der Flüchtlingsbekämpfung diese hässliche Tradition fortführt - es muss sich erst zeigen, ob der jetzige Ministerpräsident Conte das wirklich überwinden kann.

¹²⁰ Die „Visegrád-Staaten“, also nicht nur Polen und Ungarn, sondern nahezu ebenso deutlich Österreich propagieren den absurden Begriff der „illiberalen Demokratie“, der eine Perversion der Bürgerbewegungen gegen die Schamlosigkeiten, die Korruption und die Menschenrechtsverletzungen des jeweiligen „real existierenden Sozialismus“ bedeutet; der Zynismus der Kaczyński, Orbán, Kurz & Co ist grenzenlos - und profitabel.

¹²¹ Die nachgerade korkenzieherartigen Wendungen und Verdrehungen der Politik Erdoğan sind bemerkenswert - und mörderisch. Es bleibt abzuwarten, inwieweit ihm Lukašenko in Weißrussland den Rang abläuft; über Putin muss man garnicht mehr diskutieren.

dagegen 45 Jahre alt - und suchte nach Anhaltspunkten für mich. In dieser Lage war das Angebot aus Mecklenburg-Vorpommern so etwas wie ein Lottogewinn - mir war aber klar, dass ich sehr viel würde arbeiten müssen, um ihn wirklich einzulösen.

Ich ahnte nicht, wie tiefgreifend der Bruch mit meiner bis dahin reichenden Biografie war. Das betraf auch die Frage der Bildung. Es ergab sich, dass etwas daraus zu machen war - es war hoch experimentelles „Learning by doing“, und ich hatte Glück, dass ich dabei nicht unterging.

Schwerin 1990 - 1995/96: Späte Lehrjahre

Als ich nach Schwerin kam, hatte ich zwar ein Konzept im Kopf, wie ein Bildungshaus auszu- sehen hätte - aber sonst nur sehr wenige Orientierungspunkte. Das betraf nicht nur den abrupten Wechsel vom Arbeitslosen und freien Dozenten zum Chef einer Bildungseinrichtung, sondern sehr viel mehr.

Ich kam in eine Phase eines manchmal nur schwer zu durchdringenden Zwielfichts: „Der Sozialismus“ als „real existierender“ war weg - aber nur als Machtposition. Das real existierende Dilemma war doppelt: Die DDR-Bürgerinnen und Bürger, die ich als Beschäftigte vorfand, hatten keinerlei Vorstellung davon, was nun mit ihnen geschehen sollte, nachdem sie ihr „System“ erledigt hatten¹²². Ich meinerseits hatte zwar allerlei „sozialistischen Qualm“ im Kopf, der aus meiner defizitären Beschäftigung mit dem DDR-System, aber auch mit der überaus sympathischen - und zumindest zum Teil oppositionellen - DDR-Literatur stammte und aus den Erlebnissen mit meiner Familie in Karl-Marx-Stadt. Was ich im Wendland noch in aller Ruhe hatte von außen betrachten können, wurde zu einem ganz alltäglichen, unab- weisbaren Problem, das ich unbedingt und unmittelbar „bearbeiten“ musste.

Mein Fehler bestand in eben dieser Individualisierung meiner Problemlagen, von denen ich heute längst weiß, dass sie gesamtgesellschaftliche und nicht etwa individuelle waren. Meine bisher angehäuften Bildung half mir nichts, und meine inzwischen eher etwas verwaschene sozialistische Grundeinstellung erst recht nicht. Dem entsprechend waren meine Aktionen zwar gutwillig, aber eher planlos - und sie entsprachen dem damals ebenso teilweise absurden staatlichen Handeln¹²³. Es war letztlich eine Disposition, die nahezu unausweichlich in

¹²² So sehr man das „Neue Forum“ und die anderen Oppositionsgruppen in den letzten 24 Monaten der DDR schätzt - sie allein hätten das System nicht zu Fall gebracht. Sie hatten in Grundzügen ein Konzept für eine „andere DDR“, fielen damit aber Monat für Monat hinter die immer dringlicheren Änderungsimpulse aus der ganzen Bevölkerung zurück. Mit den Volkskammerwahlen 1990 war die Sache entschieden: Die ganz überwiegende Mehrheit der DDR-Bevölkerung wollte die „Vision Kohl“, so platt und trügerisch sie auch war. Die „Rechnung“ bezahlten dann alle - und wie meist die Falschen.

¹²³ Das Bildungsministerium finanzierte eine ganze Zeitlang nur „Projekte“ - erst später wurden sie als „Träger“ anerkannt (wenn sie bis dahin überlebt hatten); aber auch die Träger bekamen keine Grundsicherung, sondern Jahr für Jahr einen neuen Haushalt, der zudem erst meist im März/April oder noch später feststand. Das führte zu aberwitzigen finanziellen Verrenkungen. Das Ministerium hatte es gut und stellte sich als „flexibel“ dar, wäh-

eine tief sitzende Depression mündete, als mir klar wurde, dass ich an der gesamten Situation so gut wie nichts mehr ändern konnte.

Ich nehme an, dass man sich heute die konfuse, unmittelbare „Nach-Wende-Situation“ kaum mehr vergegenwärtigt. Ich kann nur für meinen kleinen Blickwinkel-Ausschnitt im werden den neuen Bundesland Mecklenburg-Vorpommern sprechen. Wie auch ich versuchten alle, eine „Formel“ für die weitere Entwicklung zu finden, um sich halbwegs „klug“ zu verhalten - die Treuhand (mit der ich wenig zu tun hatte), die Arbeitsverwaltung (mit der ich mehrmals in der Woche zu tun hatte), die neue staatliche Verwaltung (mit der ich ebenfalls im Dauerkontakt stand), der neue Bereich der außerschulischen und außerbetrieblichen Bildung, dem ich angehörte und der damit zu kämpfen hatte, dass die Bevölkerung hinter der politischen Bildung eine neuerliche „Rotlicht-Bestrahlung“ witterte und möglichst handfeste Tauschwert-Bildung wollte (Sprachen, PC-Kenntnisse, Rhetorik) - und das am besten gratis. Dazu dort auf dem Land, wo ich mich bewegte, die Unsicherheit bei der Neuordnung der LPGs, verbunden mit dauernden Irritationen über die bürokratisch absurd aufwendigen EU-Programme und die zusätzlichen Anforderungen der selbst unsicheren staatlichen Verwaltung... - eine „große Linie“ gab es nicht. Die Minister*innen und die Kabinette wechselten relativ rasch und waren nicht immer kompetent; dazu kam, dass in der ersten Phase noch sehr viele Wessis aus dem Partnerland Schleswig-Holstein die Richtung angeben wollten - vermutlich nicht einmal ein Drittel von ihnen blieb länger im Land und lernte dazu.

Dazwischen hatte ich damit zu tun, die ehemalige Bezirkskulturakademie zu transformieren und ihr eine neue Funktion zu verschaffen. Wir waren fünf ziemlich junge Wessis und sahen uns einer stark heterogenen „Stamm-Belegschaft“ gegenüber, deren „Bandbreite“ von einem Zeugen Jehovas mit 2jähriger DDR-Knast-Erfahrung bis zur Ehefrau eines Stasi-Offiziers reichte, dazwischen eine Frau, die als Kind von einer traumatisierenden Aussiedlungs-Aktion an der DDR-Grenze betroffen war („Aktion Kornblume“). Ich hatte keine Ahnung, wie ich meine „linke“ Einstellung und meinen „akademischen Sozialismus“ in diesen alltäglichen, höchst praktischen Fragen umsetzen sollte.

Dazu kam eine weitere Verunsicherung, die ich aber zum Teil bereits erwartet hatte: Ich freundete mich bald mit einem jüngeren Kollegen an, der das Neue Forum in Schwerin und auf DDR-Ebene mitbegründet hatte. Er guckte - wenn überhaupt - spöttisch auf meinen linken Wessi-Habitus und hatte eine derart skeptische Einstellung zu den ehemaligen DDR-Bürger*innen, dass ich immer wieder schluckte. Er hatte eine starke Affinität zu unorthodoxen Ansätzen mit oft einem leicht anarchistischen Einschlag bis hin zu den Anthroposophen;

rend die Träger zusehen mussten, wie sie die Gehälter - und vor allem die Sozialbeiträge - zahlen konnten. Auf einen dafür überhaupt nicht geeigneten Bereich wurden die Maßstäbe der Wirtschaftsförderung angewandt - manches aus diesen Anfangsjahren ist bis heute so geblieben. Der Staat bzw. das Land ist nicht verlässlich, sondern eine Problemschleuder übelster Art mit einem Ausmaß an Arroganz, das dadurch nicht besser wird, dass es nun schon jahrzehntelang so besteht.

das erinnerte mich sehr an die ersten Äußerungen Rudolf Bahros, als er aus dem Knast in Bautzen kam¹²⁴. Ein Programm und eine Linie war das in meiner Wahrnehmung jedoch nicht.

Immerhin kam es nach einiger Zeit zu einem erweiterten Diskussions-Zusammenhang, der mir sehr half: Das Landesbüro der Friedrich-Ebert-Stiftung in Schwerin erhielt einen neuen Leiter, mit dem ich mich ebenfalls bald befreundete. Er war Herausgeber einer Broschürenreihe „Geschichte Mecklenburg-Vorpommern“; deren 5. Heft wurde „Mecklenburg-Vorpommern: Land am Rand - für immer?“, das ich mit herausgab und in dem ich einen relativ kurzen Aufsatz schrieb: „Trauriger Norden - negative Identität? Bemerkungen und Vermutungen zu Regionen, Mentalitäten und Identität in Mecklenburg-Vorpommern“. Für den Zeitpunkt: 1992/93, so kurz nach dem Beginn meiner Tätigkeit im Land, war das etwas kühn. Im Rückblick finde ich, dass ich nicht zu falsch lag mit meinen Vermutungen (es war damals nicht leicht, an statistische Daten zu kommen - die Verwaltungen hatten ja gerade erst begonnen, welche zu erheben und zu veröffentlichen). Ich war sehr skeptisch, was die Möglichkeiten vor allem im Schiffbau, der Landwirtschaft und im Tourismus anging (beim Tourismus war ich zu skeptisch, weil ich u. a. unterschätzt hatte, wie stark die Nachfrage auch innerhalb der ehemaligen DDR war, deren südliche Bewohner*innen nur allzu gern wieder an die vertraute Ostsee fahren wollten).

Damit knüpfte ich an meine Eisenbahn- und Peripherie-Analyse aus der Wendland-Zeit an und gab mir viel Mühe damit - in Forschungsprojekten und Veranstaltungen über die ganzen 90er Jahre hin¹²⁵. Es war wie ein Strohalm in dem ganzen langsamen, aber unaufhaltsam voranfließenden Transformationsprozess. Gewirkt hat es nicht sehr viel - die wichtigen Eckpunkte wurden von der bundesdeutschen Wirtschaft und der Landespolitik gesetzt, und die interessierten sich kaum für die kleinen und mittleren Betriebe und deren Innovationspotentiale. Gegen die Treuhand, die Landesregierung und die NordLB war nicht anzukommen - und darüber hinaus hatte ich genug damit zu tun, die „Akademie Schwerin“ nicht unterge-

¹²⁴ Bereits mit der Überstellung Bahros aus Bautzen nach Westberlin wurden die Verwerfungen deutlich, die in ihren Fortsetzungen bis heute die tiefe Spaltung zwischen der West-Linken und der DDR-Opposition bestimmen - bis hin dazu, dass einige der damaligen Protagonist*innen sich inzwischen teilweise sehr weit zur politischen Rechten hin bewegt haben. Exemplarisch war und ist für mich der „Fall Michael Beleites“: Ich habe über Jahre gut mit ihm in MV und in Sachsen (in seiner Zeit als Landesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen) zusammengearbeitet. Danach riss der Kontakt ab; heute hat er eher Verbindungen zu Götz Kubitschek und seinem „Institut“ in Schnellroda. - Bahro schien der Meinung zu sein, dass die linken Wessis bei weitem nicht so viel für ihn getan hätten wie die Hardcore-Antikommunisten der CDU. Meiner Meinung nach hat das zu seinen späteren Irrungen und Wirrungen ganz erheblich beigetragen - die Klarheit der "Alternative"-Zeit stellte sich nie wieder her. Erstaunlich fand ich die Aggressivität uns gegenüber, die jedoch nicht nur ihm eigen war. Mir scheint, dass manche der damaligen „Frontlinien“ bis heute nicht geklärt sind - eine Folge auch der ganz unterschiedlich angelegten Marx-Rezeption in der BRD und der DDR.

¹²⁵ Im Jahrzehnt zwischen 1992 und 2002 habe ich durchschnittlich alle 18 Monate ein Forschungsprojekt umgesetzt. Es ging in der Regel um Regionalentwicklung und speziell die Frage der Mittelstandsentwicklung in der internen Peripherie. Das letzte Projekt in dieser Serie beschäftigte sich 2002/03 mit der vergleichenden Analyse touristischer Strukturen in Deutschland (Sachsen), Österreich (Burgenland) und Italien (oberitalienische Seen) mit dem Schwerpunkt auf Zisterzienserklöstern und ihrer Entwicklung im kulturellen Raum der jeweiligen Region. Ich habe viel dabei gelernt - genutzt hat es letzten Endes kaum etwas, weil andere Interessen zu stark waren.

hen zu lassen. Die Rahmenbedingungen dafür wurden immer schlechter¹²⁶. Ich arbeitete zwar immer mehr, konnte aber den Niedergang nicht aufhalten.

In einem scheinbaren „Nebenstrang“ engagierte ich mich auch: Zunächst in der nächstgelegenen Gedenkstätte Wöbbelin, einerseits eine ehemaliges, sehr kurzfristiges Außenlager des KZ Neuengamme, andererseits eine schon 1938 gebaute Gedenkstätte für den „Helden der Befreiungskriege“ Theodor Körner, der dort beigesetzt ist. Nach einiger Zeit trat ich nicht nur dem Trägerverein bei, sondern rückte auch sehr rasch in den Vorstand auf. Das führte 1995 dazu, dass mir das Kultusministerium die Aufgabe übertrug, in einem zunächst zeitlich befristeten Projekt die Gedenkstätten-situation des Landes zu überprüfen, zu ordnen und möglichst auch weiterzuentwickeln¹²⁷. Das machte ich dann auch gut 15 Jahre lang - auch aus dem Motiv heraus, ein Gegengewicht gegen die immer deutlicher erkennbaren Rechts-Tendenzen im Land zu etablieren. Immerhin gelang es vergleichsweise ganz gut.

Mit diesem Projekt kam es zu einem doppelten Bruch: Ich gab die Leitung der Akademie ab, weil ich den Problemen nicht gewachsen war (vor allem im finanziell-buchhalterischen Bereich) und weil ich mich darin überfordert sah, statt inhaltlicher Arbeit immer mehr nur bürokratische Verwaltung zu betreiben, die mit einem dauernd enger werdenden Rahmen zu kämpfen hatte. Das war zwar im Bereich der Gedenkstätten-Arbeit nicht viel besser, aber es war interessanter - und diese Arbeit erwies sich als ein Wachstums-Bereich, weil es in der ehemaligen DDR einen doppelten Nachhol-Bedarf gab: Einerseits eine notwendige Erweiterung über den traditionellen Antifaschismus-Begriff der SED hinaus, andererseits die Aufarbeitung der politischen Verfolgung in der DDR und der Machtmissbrauch durch die SED, die beide oft die Dimension von Verbrechen erreichten. In beiden Aufgabengebieten lernte ich in kürzester Zeit ungeheuer viel dazu - ein Indiz dafür, dass auch ich als Wessi keineswegs viel klüger war als meine Kolleg*innen¹²⁸.

Auf die Dauer hielt ich die Mehrfachbelastung nicht mehr aus und nutzte tatsächlich die winzige Chance, die Professur in Sachsen zu erhalten - das war meine Rettung aus einer wieder-

¹²⁶ Das lag zum einen an der bis heute völlig verfehlten Förderstruktur des Landes. Das niedersächsische Modell der 80er Jahre, das ich kennelernt hatte, kannte drei Säulen für die Existenz der Bildungshäuser: (a) eine Grundförderung für die notwendigen Stellen, (b) die Förderung von Seminarveranstaltungen, z. B. durch die Bundes- oder Landeszentralen für politische Bildung, (c) die Einnahmen durch Teilnehmer*innen-Beiträge. Dieses Modell hat sich in MV nie durchgesetzt - u. a. auch deswegen, weil die TN-Beiträge aus politischen Gründen immer niedrig bleiben mussten; dieses unvermeidliche Defizit hat die Landespolitik nie aufgefangen, weil ihr dieser Bereich der Bildungsarbeit völlig gleichgültig war und ist - es gibt bis heute kein vorzeigbares Konzept für die Förderung dieser immer wieder als notwendig beschworenen Sparte der außerschulischen und außerberuflichen Bildungsarbeit.

¹²⁷ Vermutlich war ursprünglich kaum daran gedacht worden, ein solches Projekt länger zu betreiben. Es gab allerdings ein anderes Faktum: Alle anderen „neuen Bundesländer“ gründeten Gedenkstättenstiftungen - MV verzichtete aus Geldmangel (und bemerkenswertem Mangel an Weitsicht) darauf und gab die entsprechende Aufgabe an einen Verein weiter - eben an uns. Inzwischen ist die Aufgabe dem Verein genommen und der Landeszentrale für politische Bildung übertragen worden, wo die Sache vor sich hin (ver)kümmert.

¹²⁸ 1990 gab es kaum ein Problembewusstsein. Man einigte sich darauf, die bestehenden Gedenkstätten (Buchenwald, Sachsenhausen, Ravensbrück, auch das kleine Haus in Wöbbelin) zu erhalten und beschloss nach einiger Zeit, zu vermeiden, dass die Gedenkorte des NS gegen die der DDR-Geschichte ausgespielt werden sollten. Der weitere Fortgang der Angelegenheit war zäh und mehr als einmal beschämend.

rum verfahrenen Situation, die allerdings ganz anders gelagert war als die im Wendland um 1989/90. -

Meine Exkursion in das Bezugssystem eines Bildungsträgers zeigte mir, dass ich als Leiter kaum geeignet war. Weder hatte ich Freude am „Chef-Sein“ an sich, noch erschien mir das Versinken in der immer mehr anwachsenden Bürokratie als ein Feld, in dem es sich lohnte, nach Erfolgen zu jagen - dazu hatte ich in Berlin schon zu lange in Gremien gesessen. Von der inhaltlichen Arbeit wurde ich immer weiter abgedrängt und setzte mich völlig berechtigt dem Vorwurf aus, die betriebswirtschaftliche Seite der Arbeit nicht zu beherrschen. Meine Annahme, das würden die letztlich drei Personen bewältigen können, die ich dafür eingestellt hatte, erwies sich als falsch. Die Einrichtung Akademie Schwerin erwirtschaftete zunehmend ein strukturelles Defizit, das sie nach knapp zehn Jahren erdrosselte. Vermutlich machte ich alle Fehler, die in einem Lehrbuch zur Betriebsführung aufgezählt werden. Ich glaube, es war die Hälfte des Unheils - der Rest kam von der staatlichen Seite her und aus der Situation: Das Land Mecklenburg-Vorpommern interessiert sich nicht für die außerschulische und außerbetriebliche Bildungsarbeit. Ich war also am falschen Platz.

In meiner Wahrnehmung waren es nach der Problemzeit im Wendland sieben Jahre eines Scheiterns, das vermutlich absehbar war. Diese Erfahrung hat mich, aus längerer Entfernung gesehen, durchaus bereichert; damals drückte sie mich in eine Depression, wie ich sie bis dahin nicht kennengelernt hatte. Es blieb nur übrig, mich selbst aus den Haaren herauszuziehen, weil eine psychiatrische Behandlung an den Fakten aber auch nicht das Geringste geändert hätte. Also wurde ich Professor in Sachsen - ziemlich dankbar und ohne irgendwelchen statusbezogenen Hochmut; ich war 50 Jahre alt.

Ab 1996: Professur in Sachsen, Gedenkstättenarbeit in Schwerin

Der „Einstieg“ in die Tätigkeit als Professor in Sachsen war nicht besonders schwer, weil er auf der institutionellen Seite den Erfahrungen entsprach, die ich schon früher gesammelt hatte. In der täglichen Praxis der Lehre war das anders: Ich brauchte etwa 2 Jahre, um mich auf das einzustellen, was in dieser spezifischen Situation notwendig war: Einerseits die Weiterbildung von Sozialarbeiter*innen, die schon lange berufstätig waren, aber eine Nachqualifikation brauchten, um ihre Stellung behalten zu können - meistens Frauen zwischen 30 und 50 Jahren, die nicht gerade neugierig, sondern eher abwehrend waren. Auf der anderen Seite die Studienanfänger*innen, die mit dem Wunsch „zu helfen“ kamen und erst verstehen mussten, dass das etwas ganz anderes war, als sie es sich vorgestellt hatten (trotzdem war die Abbrecherquote nicht sehr hoch).

Ich hatte das Problem, dass sich kaum jemand vorstellen konnte, was „Bildung und Kultur in der Sozialen Arbeit/Sozialpädagogik“ eigentlich sein sollte. Meine eigenen Vorstellungen liefen - kurz gesagt - auf ein fachspezifisches „Studium generale“ hinaus, das sich von der Ver-

mittlung historischen Wissens in der Fachgeschichte bis hin zu Rhetorik und zu einer allgemeinen Orientierung in Grundkategorien hinzog, die in der täglichen Arbeit meist nicht recht beachtet wurden. Das ließ sich im Rahmen des Konzepts eines Diplomstudiengangs von 8 Semestern (2 Praktika von je einem Semester eingeschlossen) halbwegs passabel einordnen. Die späteren Bologna-„Reformen“ zerschlugen das alles ziemlich blind.

Über mehr als ein Jahrzehnt praktizierte ich eine Mischung aus immer wiederkehrenden Veranstaltungen (wie Studieneinführungen in die wissenschaftliche Arbeitsweise für Anfänger*innen oder Rhetorik, dazu Geschichte der Sozialen Arbeit in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert); dazu Vorlesungen über Grundkategorien einer Orientierung im sozialen Bereich wie Körper, Raum, Zeit usw. - und speziell Angebote zur Aufarbeitung der Geschichte in Sachsen, die das Fach betrafen, mit besonderer Berücksichtigung der zunehmend deutlicheren Tendenzen einer Entstehung rechter Strukturen. Ein Mittel dazu waren Exkursionen zu historischen Orten - darunter zumeist Gedenkstätten -, um das Problembewusstsein bei den Student*innen wach zu bekommen¹²⁹. Wir fuhren dazu von Ladelund im Norden an der dänischen Grenze, Stutthof bei Danzig und Neubrandenburg/Fünfeichen bis zu den Emslandlagern im Westen, im Süden bis nach Flossenbürg, Dachau und Mauthausen, ebenso in die Wewelsburg wie nach Bernburg usw., selbstverständlich auch nach Theresienstadt und Lidice, und in die etwas nähere Umgebung wie die Sachsenburg, nach Torgau, Johannegeorgenstadt oder Mühlberg und in den Osten nach Groß Rosen - wer wollte, konnte sich also informieren, und das taten viele.

Die Semester waren damit ziemlich vollgestopft - immerhin bestand die Lehrverpflichtung aus 18 Semesterwochenstunden, d. h. 9 Lehrveranstaltungen zu je ca. 14 Terminen; dazu kamen die Verpflichtungen aus der Gremienarbeit (Fachbereichsrat, Prüfungsausschuss, Akademischer Senat usw.; für 2 Jahre war ich auch Dekan des Fachbereichs). In Schwerin hatte ich parallel die Verantwortung für die Gedenkstättenarbeit des Landes. Bis 2002 absolvierte ich zusätzlich noch einige Forschungsprojekte - viel Urlaubszeit blieb nicht übrig. Nach den Erfahrungen bis 1995 war ich damit aber ganz zufrieden, weil alles ganz gut lief: Krank war ich so gut wie nie.

¹²⁹ Exemplarisch für Unkenntnis und Verdrängung zugleich war die sehr weitgehende Unkenntnis vor allem auch der älteren Studierenden am Fall Torgau zu erkennen: Die Geschichte und das berühmte Foto der sowjetisch-amerikanischen Begegnung 1945 auf der zerstörten Elbbrücke kannten alle. Manche wussten auch etwas von den Gefängnissen, vielleicht sogar von der mörderischen Wehrmachtsjustiz, die dort eines ihrer Zentren hatte. Kaum jemand aber wusste etwas vom „Geschlossenen Jugendwerkhof“ Torgau, der immerhin von 1964 bis 1989 existiert hatte - eines der schlimmeren Verbrechen der SED/DDR gegenüber ihren eigenen Jugendlichen, der „größte anzunehmende Unfall“ der Jugendhilfe und ein grenzenloser Skandal. Dazu später etwas mehr. Die meisten Student*innen waren sehr bestürzt.

Die seltsamen Erfahrungen als Professor

Als ich die Berufungsurkunde in der Hand hielt, wusste ich nicht recht, wie ich mich fühlen sollte. Einerseits war mir klar: Jetzt gehöre ich zu den ca. 48.000 Personen in Deutschland, die diesen Titel tragen dürfen. Mir war auch weiterhin klar, dass das wieder ein Lotteriegewinn war, weil die weitaus meisten der Studierenden und Promovierten eine solche Karriere nicht schaffen. Alle wissen, dass ein Berufungsverfahren völlig unkalkulierbar ist und mit den persönlichen Befähigungen nahezu nichts zu tun hat (die anderen Bewerber*innen bringen die nötigen formalen Voraussetzungen ja im engeren oder weiteren Sinn auch mit). - Mit dem Augenblick, in dem man/frau diese Urkunde erhält, ist das alles aber Geschichte, und es kommen ganz andere Umstände zum Zug.

Innerhalb der Statusgruppe gibt es durchaus Differenzierungen, die hier aber uninteressant sind (so z. B. der Unterschied zwischen Professoren an den Universitäten und denen an den Fachhochschulen - Näheres findet sich in dem bemerkenswert umfangreichen Wikipedia-Stichwort dazu).

Wichtiger sind andere Umstände. Dazu gehört - vielleicht sogar in erster Linie - das Privileg, nahezu Narrenfreiheit zu genießen. Ein Professor muss schon gravierende, strafrechtlich relevante Taten begangen haben, bevor er den Titel wieder verlieren kann. Sonst ist ein solcher Mensch standesrechtlich quasi unverletzlich. Ich habe einen Professor erlebt, der stark alkoholisiert in der Öffentlichkeit bemerkenswert sexistische Sprüche herauskrakeelte und von Student*innen glaubwürdig der Übergriffigkeit beschuldigt wurde - ihm ist nichts passiert, und zu seinen „Ehren“ ist an der Hochschule sogar ein Hörsaal benannt, nachdem er inzwischen das Zeitliche gesegnet hat. Ebenso wurde eine Kollegin verabschiedet, die in zentralen Aufgaben ihrer Dienstausbildung faul wie die Sünde war - alle wussten das, passiert ist auch in diesem Fall nichts. Diese Erfahrungen haben mir die Dienstzeit oft schwer gemacht, vor allem, als ich Dekan und damit „eigentlich“ für die Ahndung der Verfehlungen zuständig war. Ich habe es (auch) deswegen abgelehnt, in die Hochschulleitung einzutreten, als mir das angeboten wurde.

Abgesehen davon gibt es inzwischen Instanzen, die die Spielräume der Professor*innen ganz empfindlich einschränken. Früher waren das neben den Hochschulleitungen die zuständigen Ministerien. Heute sind es von diesen beauftragte Akkreditierungs-Agenturen, die wie ein TÜV bestimmen dürfen, ob die Organisation der Lehre, die einzelnen Lehrangebote und das System der Prüfungen so bestehen dürfen oder nicht. Deren Qualifikation dafür ist nicht begründet oder gar gesetzlich geregelt. Seit dem sogenannten „Bologna-Prozess“ haben diese Instanzen den Studienprozess nahezu irreparabel beschädigt und das Studium ruiniert. Ich war davon zwar kaum noch betroffen, spüre die Konsequenzen aber bis heute, so oft ich mit Student*innen z. B. über Lehraufträge Kontakt habe. -

Die „echten“ und die „falschen“ Privilegien habe ich zwar erlebt (und erlebe sie teilweise heute noch), aber auf z. T. krass unterschiedliche Art. Die wichtigsten *echten* Privilegien waren, keinen direkten Chef bzw. eine Chefin zu haben und im Rahmen des großzügig definierten Lehrgebietes fast alles machen zu können, was mich interessierte - soweit ich es vor mir selbst begründen konnte. Das hat mir ein letztes Drittel eines Berufslebens vor der Verrentung beschert, das als Freiheitsraum gar nicht zu überschätzen ist. Ich habe auch nie erlebt, dass etwas anderes als die Realität mir hätte Vorschriften machen wollen oder können (wie z. B. die Neigungen oder Abneigungen von Student*innen, mit bestimmten Anforderungen umzugehen, die ich mir für sie ausgedacht hatte¹³⁰). Die Fachbereichs- und die Hochschulleitungen haben nie versucht, mich irgendwie zu disziplinieren oder einzuschränken.

Die *falschen* Privilegien beruhen in Status- und Macht-Zuschreibungen und ihrer Umkehr-Wirkung (wenn ich also glaubte, ich müsse mich als Professor in einer bestimmten Weise verhalten). Das begann (und beginnt z. T. noch immer) mit der Anrede, die ich in der Hochschule nie haben wollte, vor allem aber außerhalb oft genug bekämpfen musste. Innerhalb der Hochschule bedeutet die Verwendung des Titels in der Anrede meist, dass jemand aus einer anderen Statusgruppe etwas bekommen möchte, das vielleicht sogar ein bisschen außerhalb des Regulären liegt. Außerhalb der Hochschule habe ich versucht, den Titel dort zu instrumentalisieren, wo ich es für nützlich hielt - habe aber im Lauf des letzten Jahrzehnts oft genug bemerkt, dass der Gebrauch des Titels z. B. für Rechtsstehende öfter geradewegs zu einem Bestandteil einer Verfluchung werden kann („linksrotgrün versifftes Professoren-Arschloch“, so von der Pegida-Seite in Sachsen); Ironisierungen sind selten.

Jetzt im Ruhestand und an meinem Wohnort Schwerin - ziemlich weit von einem Hochschulmilieu entfernt! - genieße ich es, dass der Titel im Alltag wenig bedeutet - wenn die Leute überhaupt wissen, dass ich den Titel habe. Ich erlebe es nicht, dass er zu sehr viel taugt, wenn ich ihn nicht gerade vor mir hertrage (wozu bräuchte ich ihn denn auch beispielsweise beim Einkaufen im Supermarkt?). So gesehen nützt es mir sehr, dass ich ihn die ersten 50 Jahre nicht hatte.

Exkurs: Gedenkstättenarbeit

Seit Anfang der 80er Jahre habe ich mich aktiv an Gedenkstätten- und Erinnerungsarbeit beteiligt und diese Tätigkeit seit 1995/96 professionalisiert: Ich habe nicht nur bei Initiativen und in Institutionen „mitgemacht“, sondern auch angefangen, eigene Konzepte zu entwi-

¹³⁰ Das Schlimmste war und ist für sie die Zumutung, längere Texte - ein Kapitel, einen Aufsatz, womöglich gar ein ganzes Buch - lesen zu sollen. Die fehlende Auf- und Durcharbeitung war und ist die Ursache für die relativ häufig vorkommenden Plagiate. Ein Grund ist auch die völlig undurchdachte Anforderung, im Bachelor-Studium quantitativ erfassbare Leistungen zu erbringen, die dann am ehesten in Klausuren messtechnisch abgegriffen werden sollen - dabei hatten wir diesen Blödsinn doch gerade erst vor kurzem abgeschafft... Also entwickelte ich nach dem Start der „Reform“ nicht benotete Multiple-Choice-Fragebögen, um wenigstens herauszufinden, wo sich in etwa der Stand ihres Wissens befand.

ckeln und, soweit möglich, Einfluss auszuüben - ganz zu schweigen von der Bildungs- und Vermittlungsarbeit in den unterschiedlichsten Bereichen. Das tue bzw. versuche ich bis heute (und werde es weiter tun, soweit meine Kräfte und Möglichkeiten reichen).

Nach meiner Erfahrung in diesen nun bald 4 Jahrzehnten kann und wird es kein Ende einer solchen Arbeit geben, weil sich mit jeder Generation der Erinnerungswillen und die Erinnerungsfähigkeiten verändern - und das in der ehem. BRD und der ehem. DDR in jeweils stark unterschiedlicher Art und Weise (vom europäischen und weiteren internationalen Rahmen ganz abgesehen).

Diese Arbeit erlebe ich als durchaus anspruchsvoll. Das betrifft zum einen meine eigene persönliche Einstellung dazu, zum anderen die verschiedenen „Aufarbeitungs“- und Vermittlungsebenen und -methoden.

Die erste Ebene, lernte ich, ist *die des bloßen Wissens*. Nicht nur der Nationalsozialismus und der Faschismus waren in dem Sinn „total“, dass sie jeweils das ganze Land mit ihren Verbrechen überzogen und dabei die „drei Gruppen“ von Täter*innen, Opfern und „Zuschauer*innen“ „produzierten“. Der „real existierende Sozialismus“ - und dabei in erster Linie, aber bei weitem nicht nur der Stalinismus im engeren Sinn - stand dem nicht nach; ein Beispiel dafür: Die Nazis kannten zwar die Gestapo und deren Spitzelsystem, vor allem auch den „Archipel der Denunziant*innen“ und derer, die „dem Führer entgegenarbeiteten“ - aber ein so quantitativ umfassendes System wie die Stasi hatte der NS nicht (obwohl es beispielsweise in der DDR auch genügend Menschen gab, die „vom Sozialismus überzeugt“ waren und daher ihm ebenso „entgegenarbeiteten“ - ohne damit auch gleich IMs zu sein).

Diese pure Wissensebene fehlte mir lange Zeit - bis ich schließlich mir selbst zugestand (und weiter zugestehe), dass es unmöglich ist, über totale Apparate „alles“ zu wissen.

Ich habe begriffen, dass es nicht sinnvoll sein kann, „alles“ zu wissen. Einerseits ist es kaum möglich¹³¹ - andererseits überfordert es auch jede Persönlichkeit, weil sowohl der NS wie auch der stalinistische und der stasibetriebene „Realsozialismus“ *per se absolut toxisch* sind. Diese Erkenntnis macht mich manchmal sehr müde (gegen Dummheit und Nicht-Wissen-Wollen anzukommen ist nicht nur methodisch, sondern vor allem auch psychisch wie physisch extrem anstrengend), manchmal auch nicht nur einfach wütend, sondern auch grob aggressiv.

¹³¹ Ein Beispiel dafür: Die Registratur aller Gedenkorte und Erinnerungszeichen in MV, die wir im Auftrag des Landes vorgenommen haben, erforderte gut 3 Jahre Arbeit von 3 - 4 Personen. Nachdem wir z. B. alle „alten“ Kriegerdenkmäler aussortiert haben (von denen es im Land noch sehr viele gibt), blieben insgesamt noch ca. 1.600 andere Orte und Zeichen. Von den konkreten Orten kenne ich die meisten; von den Zeichen vielleicht 30 % (was schon viel wäre). So habe ich zwar das Land ganz gut kennengelernt - aber natürlich bei weitem noch nicht alles. Dazu kommt, dass die Szenerie in Bewegung ist: Vieles wird verändert, einiges verschwindet (und sei es auch nur vorübergehend) - und es kommen auch neue Punkte auf der Landkarte hinzu. Ich kann sie nicht einmal alle kennen(lernen) wollen; dazu müsste ich vermutlich auch wieder drei Jahre unterwegs sein (MV ist ein Flächenland, das manchmal unterschätzt wird).

So wenig akzeptabel es auf das erste Hinhören auch klingt: Die Mischung aus Wut und Entsetzen ist der Motor, der mich antreibt. Es kann sein, dass meine Wut in manchen Punkten ungerechtfertigt ist und ich beispielsweise, wie einige Forderungen etwa lauten, den Konservativen zuhören sollte¹³². Nur: Wie kann ich irgend eine Form von Verständnis oder gar Empathie entwickeln, wenn ich mir das bestialische Verhalten von Aufseherinnen gegenüber den inhaftierten Frauen von Ravensbrück oder das barbarische Vorgehen von SS-Einheiten in Warschau, in Lidice, Oradour oder Sant´ Anna di Stazzema vergegenwärtige - und mir dann noch klar mache, dass fast niemand von den Täter*innen verurteilt wurde (abgesehen von den verschwindend wenigen, die unmittelbar nach 1945 ihren Prozess hatten)? Und wie „verständnisvoll“ soll ich mit denen umgehen, die heute neonazistische und andere rechts-extreme Positionen einnehmen? -

Nicht viel anders geht es mir mit den stalinistischen (maoistischen und den zahllosen anderen, von „Sozialisten“ bzw. „Kommunisten“ begangenen) Verbrechen - bis hin beispielsweise zum mörderischen Verhalten Erich Mielkes im spanischen Bürgerkrieg gegenüber der deutschen und internationalen nichtstalinistischen Linken. Der einzige Unterschied: Es dauerte etwas länger, bis ich genug über sie erfuhr - und bis sich das Wissen über den Archipel Gulag oder die Massaker vom Typus Katyn schrittweise vervollständigte: Auch hier ein Universum der perversen Bestialität, auch hier wieder kaum eine auch nur im Ansatz zufriedenstellende juristische Aufarbeitung (in diesem Fall einmal mehr: In Putins Russland).

Um mein schlechtes Gewissen wegen zu großer Unwissenheit wenigstens etwas zu beruhigen, setzte ich exemplarisch an einigen Punkten an. Einer war der schon erwähnte Geschlossene Jugendwerkhof Torgau, ein anderer das Problem der Nachwirkungen politischer Haft in der DDR (nachdem ich sehr viele der damaligen Gefängnisse und U-Haft-Anstalten der Staatssicherheit besucht hatte). Dazu entstand eine DVD zu Torgau, die noch heute eingesetzt wird; zu den Haftfolgen entstand nach einem zweijährigen Projekt, vor allem mit Zeitzeug*innen und medizinisch-psychologischen Spezialisten der Universität Leipzig, ein Buch. - Ein anderer Schwerpunkt zum NS war eine längere Archivrecherche zu Urteilen von Amts-, Land- und Sondergerichten in Sachsen gegen deutsche (vor allem Frauen) und Zwangsarbei-

¹³² Dieser etwas stumpfsinnige Vorhalt kommt immer wieder - aktuell beispielsweise von der selbsterklärten Konservativen Liane Bednarz, die nichts Besseres zu tun bzw. zu schreiben hat, als auch in diesem Kontext wieder darauf zu verweisen, dass „linke Gewalt“ ebenso abgelehnt werden müsse wie die von rechts. In keinem Satz geht sie jedoch darauf ein, dass die Gewalttaten „der“ Antifa oft genug Reaktionsbildungen sind - Reaktionen entweder auf die strukturelle Gewalt des Kapitalismus´ oder auf die rassistische bzw. antisemitische Gewalt von rechts, und zwar insbesondere dann, wenn die Polizei, aber auch politische Exponent*innen es ablehnen (oder offensichtlich unfähig sind), auf diese rechte Gewalt adäquat zu reagieren. Ein aktuelles Beispiel ist das rasche Versanden der politischen und medialen Reaktion auf die Morde von Hanau, die die Betroffenen jetzt, ein halbes Jahr danach, sehr berechtigt beklagen (dieses Beispiel ließe sich mit einer langen Liste ähnlicher Gedächtnisverluste fortsetzen). - Noch etwas extremer sind Forderungen vor allem von Konservativen (nicht nur) aus der CDU, die fordern, man müsse nun endlich wieder zur „Normalität“ zurückfinden... (was selten genug auf den verdienten Abscheu stößt). - Ein schon jahrzehntelanges Beispiel in MV: Das kleine Dorf Jamel, in dem sich mehrheitlich Rechtsorientierte und Rechtsextreme angesiedelt haben, die speziell ein eher gemäßigt links eingestelltes Paar mobben, das nicht weichen will (und dafür zwar immer wieder Preise der Zivilgesellschaft erhält, aber keine wirksame Hilfe, die die rechten Umtriebe einschränken würde). Mit welchem Konservativen ließe sich denn darüber diskutieren?

ter*innen sowie Kriegsgefangene wegen damals verbotener und drakonisch bestrafte Kontakte (daraus wurde ein sehr langer Internetseiten-Beitrag zur historisch-politischen Bildungsarbeit).

Dazu kam ein weiterer, bis heute nicht abgeschlossener Gesichtspunkt: Die deutsche „Lagerlandschaft“ 1933 - 1945. Ich wusste zwar, dass die Hauptlager (sowohl im „Reich“ wie auch in den besetzten Gebieten) tatsächlich nur die sprichwörtliche „Spitze des Eisberges“ waren - hatte aber kaum eine Ahnung von den Ausmaßen des Massivs, das sich darunter verbirgt. Daher ging auch ich zunächst davon aus, dass ein Besuch in einem dieser „großen“ Lager eine hinreichende Aufklärung bewirken könne¹³³. Inzwischen bin ich davon überzeugt, dass z. B. der bekannte „Auschwitz-Tourismus“ deutscher Schulklassen zwar gut gemeint, aber ein zu kurzer Weg zu einem erweiterten Verständnis des NS als eines Verbrechens-Systems unglaublichen Ausmaßes ist: Auf jedes dieser großen Lager kommen wenigstens hundert, manchmal hunderte von „Außenlagern“. Dazu kommen die Lager für Zwangsarbeiter*innen, Kriegsgefangene und andere dem System Missliebige - die letzte Zählung, von der ich erfahren habe, kommt auf etwa 45.000 Nazi-Lager in Europa¹³⁴. -

Je größer der Abstand zur NS-Diktatur wird, umso mehr wird die Vermittlung des Wissens zu einer Verpflichtung - ganz unbedingt auch deswegen, weil es kaum noch Zeitzeug*innen gibt. Für mich waren und sind die Methoden und Wege der *Wissensvermittlung die zweite Ebene*, die im Lauf der Jahre immer wichtiger wurde. Zentral sind für mich dabei die konkreten historischen Orte des Geschehens - eben beispielsweise auch die Standorte der Lager.

Ich halte es für sinnvoll für die Bildungsarbeit, den Erfahrungssatz nachzuweisen: Das nächste Lager ist nur äußerst selten mehr als 30 km von dem Ort entfernt, an dem ich mich gerade befinde. Wenn ich die Orte und ihre Geschichte kenne, kann ich mit einer Bildungsarbeit beginnen, die am Lebensumfeld von Jugendlichen oder Seminarteilnehmer*innen ansetzt. Damit habe ich die Möglichkeit eines Zugangs, der ganz anders ist als der, wenn ich nach Auschwitz oder an einen anderen Ort der „großen Lager“ fahre: Es ist die ganze Perversion und Brutalität des NS „von nebenan“ - dort ist der Ausgangspunkt der Vernichtungsmaschinerie, von dort aus begannen die Deportationen, dort wurden die Juden enteignet (und die Anwohner profitierten davon) und gequält (ebenso wie die Kommunisten, die Sozialdemokraten, die Gewerkschafter usw. usf.), und alle bekamen das mit, obwohl sie später nie etwas mitbekommen haben wollten. (Das wiederum ermöglicht immer auch einen „Kurz-

¹³³ Der Kollege Matthias Heyl, päd. Mitarbeiter in der Gedenkstätte Ravensbrück, hat das schon vor einigen Jahren mit der erfreulich zugespitzten Bemerkung kritisiert, man dürfe sich von einem Besuch von Jugendlichen in Auschwitz (wo er vorher gearbeitet hatte) keine „Marienerscheinung“ (von Erkenntnis) erwarten - was ebenso für Neuengamme, Bergen-Belsen, Flossenbürg oder Mauthausen gilt. Nachdem ich fast alle „großen“ Lager und eine ziemlich große Zahl von Nebenlagern besucht habe, kann ich ihm im Großen und Ganzen nur zustimmen. Vor allem: Ohne ein (ziemlich großes!) Mindestmaß von Kontextwissen bringt ein solcher Besuch meist nichts.

¹³⁴ Vgl. dazu - leicht auch über das Google-Stichwort „nationalsozialistische Lager“ aufzufinden - den Bericht „Holocaust-Studie - Mehr als 40.000 Nazi-Zwangslager in Europa“, zeit online, 2. März 2013, mit Bezug auf die New York Times. Höchst interessant, teils bestürzend die 453 Kommentare zum Artikel, die erhalten und wiedergegeben sind. - Als gute Einführung nach wie vor: Gudrun Schwarz, Die nationalsozialistischen Lager, S. Fischer Verlag, 1. Aufl. 1990, jetzt wieder 2016.

schluss“ auf die aktuelle Situation heute: Man muss schon Augen und Ohren ganz fest zumachen, um die Präsenz von Rassismus, Antisemitismus und Neonazismus nicht wahrzunehmen.) -

Und noch ein weiterer Kurzschluss: Das alles gilt ebenso für die Geschichte der DDR und des Kommunismus/Sozialismus¹³⁵, so grundverschieden die beiden deutschen politischen Katastrophen auch sind: Beim politischen Komplex Sozialismus kann ein bedenkenwerter politischer Impuls diskutiert werden, beim Kommunismus kaum noch, beim Nationalsozialismus ist das unmöglich. -

Die weiteren Ebenen der Erinnerungsarbeit mit all ihren Möglichkeiten, Fallen und Gefährdungen lassen sich aus diesen wenigen Bemerkungen ableiten. Ich wiederhole noch einmal: Die Notwendigkeit besteht uneingeschränkt weiter - und die mögliche Arbeit wird durch bürokratische ebenso wie zunehmend politische Hindernisse, Verzögerungen, zu knappe Mittelvergaben usw. über die Jahrzehnte unverändert stark beschränkt. „Die Politik“ (leider ist es in diesem Fall gerechtfertigt, das Kürzel zu verwenden; Ausnahmen bestätigen die Regel) liebt die historischen Orte vor allem dann, wenn dort schon ein Erinnerungszeichen steht, das als Kranzabwurfstelle und als Alibi durchschnittlich 2 - 3 Mal jährlich missbraucht werden kann; sie setzt auf das Wahnbild einer „Impfung“ durch Gedenkstättenbesuche (die aktuell gerade wieder die CDU unbedingt haben und verpflichtend machen will - eine durchsichtige, aber abgeschmackte Entlastungsstrategie). -

Darüber hinaus habe ich *ein weiteres Axiom der bundesdeutschen Erinnerungsrealität* begriffen: *Opfer bleiben Opfer*, auch wenn sie irgendwann Bundesverdienstkreuze oder andere Orden umgehängt bekommen - in der gesellschaftlichen Wirklichkeit bleiben sie stigmatisiert. Dazu kommt: Jede/r, die/der mit ihnen und für sie arbeitet, wird ebenso von diesem Engagement stigmatisiert - damit macht man keine Karriere, sondern kann schon zufrieden sein, wenn ihm/ihr die Neonazis keine Reifen abstechen oder Fenster einschmeißen¹³⁶.

Und noch *ein weiteres Axiom: Erinnerungsarbeit ist dann „richtig“, wenn sie Konservative und Etablierte aufstört, verstört und in Wut versetzt*, weil ihre Verdrängungen, Defizite und Relativierungen öffentlich und sichtbar gemacht werden. Das gilt für fast alle Parteien - natürlich auch für die Linke. Es gilt fast immer auch für „die Wirtschaft“ - und, wie der gerade aktuelle Konflikt der „cancel culture“ zeigt: Auch für „die Kultur“. Der Kernpunkt ist für mich: Es gibt rote Linien, jenseits deren eine Diskussion schlicht nicht mehr möglich ist.

¹³⁵ In der DDR durfte über die sowjetischen Speziallager, die Prozesse von Waldheim, die Haft in den Stasi-Knästen, den „Aufenthalt“ im Geschlossenen Jugendwerkhof Torgau und vieles andere nicht gesprochen werden - die Strafandrohungen waren so wirksam, dass nur Gerüchte kursierten - die eine starke zusätzliche Schreckenswirkung erzeugten.

¹³⁶ Natürlich ist auch das eine abgestufte Realität: Wenn ich heute gegen Zwangssterilisierungen auftrete, weil sie in meiner Familie vorgefallen sind und ich als Adoptierter direkt damit konfrontiert war, sieht mich heute niemand mehr komisch an oder spricht nicht mehr mit mir. Das ändert sich sofort, wenn ich mich konkret in eine aktuelle Diskussion einmische, wie z. B. ob eine Lenin-Statue in Schwerin noch stehen bleiben oder einige bestimmte Gräber sowjetischer Soldaten umgelegt werden soll (meistens in eine entlegene Friedhofs-Ecke); ganz zu schweigen von dem Augenblick, in dem es um die Forderung nach der Diskussion des Verhaltens einer Person in der NS- oder der DDR-Zeit gehen soll.

Das für mich maßgebliche erste Beispiel: Ich kann nicht mit einem CDU-Mitglied diskutieren, das mir als Diskussionsgrundlage vorschreiben will, auch die AfD zu akzeptieren (meist mit dem „Argument“, diese politische Position sei „vom Wähler“ doch auf eine quantitativ erhebliche Position in den Parlamenten von Bund und Ländern gehoben worden)¹³⁷. Wer den NS und einige seiner Grundpositionen wie Rassismus, Antisemitismus, Sexismus usw. relativiert, ist nicht nur geschichtsblind, sondern für die praktische, alltägliche Demokratie außerordentlich gefährlich (juristisch ausgedrückt: Dann ist die Ebene der freiheitlich - demokratischen Grundordnung verlassen, ebenso die Ebene der Menschenrechte und der Menschenwürde). Mir ist unklar, warum das so schwer zu verstehen sein soll - abgesehen von der Vermutung, dass krude Machtinteressen (und oft auch materielle Gier) dahinterstehen.

Das zweite maßgebliche Beispiel: Ich kann nicht mit einem Mitglied der „Linken“ (oder einer der „linken“ Kleinparteien) diskutieren, die eine angeblich „zwingende Logik“ einer Organisation, d. h. einer Partei und ihrer Organe wie Politbüro oder ZK für so sakrosankt erklären, dass alles andere dahinter zurückzutreten habe. Das gilt für Äußerungen wie die des intellektuellen Selbstmords in der Form des bekannten Lieds „Die Partei hat immer recht“ - wie aber auch für die idiotische Position Bertolt Brechts, man müsse Verständnis für die Kommunisten haben, weil man in unmenschlicher Zeit eben nicht immer menschlich (gewesen) sein könne: Auch das ist Opium für das eigene Bewusstsein, also eine absehbar tödliche Droge - und eben nicht nur für das beklagenswerte Individuum, das die Droge schluckt, sondern vielmehr für alle die anderen, bei denen es akzeptiert, dass sie über die Klinge springen müssen.

Mit anderen Worten: Meine mir selbst gestellte Aufgabe wird nie „erledigt“ und beendet sein.

Ich, Rentner, als Besiedler der Resterampe?

Demnächst habe ich das erste Jahrzehnt als Rentner durchlebt - und das dämliche Geschwätz vom „Unruhestand“ satt. Das Problem war nie, mich auf das Lösen von Kreuzwortsrätseln, die „SuperIllu“ und bestimmte TV-Sendungen zu reduzieren, einen Hund oder eine Katze zu tätscheln und Blumen am Fenster übermäßig zu bewässern. Mich hat auch die vorübergehend aufgekommene Diskussion über die Triage-Entscheidungen im Verlauf der Corona-Pandemie nicht sonderlich geärgert, als Boris Palmer in die Nähe der Meinung rückte, man solle nicht so viel Rücksicht „auf die Alten“ nehmen, die stürben ja sowieso.

Mein Problem war eher - zumindest in den ersten 5 Jahren -, zu begreifen, dass ich tatsächlich nicht mehr in einer Berufsposition war und nicht einfach „weitermachen“ konnte, obwohl ich es immer wieder versuchte (leider gab es damals die Funktion des „Seniorprofessors“ noch nicht - sie war damals in Sachsen gesetzlich geradezu verboten).

¹³⁷ Zwei Beispiele: Was sollte mit Erika Steinbach oder Vera Lengsfeld noch diskutiert werden? Wie die letzten Berichte etwa in der „Zeit“ zeigen, ist es schon schwierig genug, mit Monika Maron auch nur zu reden.

Inzwischen versuche ich, wie ein „Freiberufler“ zu arbeiten - in Seminaren und anderen Veranstaltungen der außerschulischen und außerberuflichen Bildungsarbeit und seit jetzt über einem Jahr auch in einem selbst definierten Forschungsprojekt mit der Absicht, Ergebnisse nicht nur konventionell zu veröffentlichen, sondern auch, sie in der Bildungsarbeit zu vermitteln.

Ein interessanter Faktor wird dabei die Zeit: Ich tue so, als gebe es für mich kein Limit (und frage mich nur gelegentlich, was ich weiter tun will, wenn ich über 80 Jahre alt bin). Die positive Seite dabei ist, dass ich mich selbst nicht mehr hetze: Wenn es einen „Verwertungs-zwang“¹³⁸ gibt, dann setze ich ihn selbst; wenn ich an einem Tag mal nicht „arbeite“, tue ich es eben nicht, weil ich lieber unangestrengt nachdenken möchte. Der Radarstrahl meiner Neugier ist unterschiedlich aktiv und wirksam, wohingegen die Begriffsstutzigkeit keineswegs nachgelassen hat - und das „Lernen“ und „Begreifen“ ist eine so mühsame Arbeit wie schon eh und immer. Dazu kommen neue Rücksichten, an die ich früher nie gedacht hätte - beispielsweise beim Autofahren. Nicht nur, dass ich leider einen dieser verfluchten Diesel habe - ich müsste mich auch schämen, wenn ich vorhätte, meine frühere Bewegungsbilanz von gut 50.000 km im Jahr beizubehalten (es sind immerhin noch etwa 20.000, eine Ferienreise pro Jahr eingeschlossen).

Ich versuche, langfristig bestehende, als eher negativ erkannte Charaktermerkmale genauer zu mustern und zu entscheiden, ob ich mich an ihnen (weiter) verkämpfen oder sie schlicht tolerieren will, auch wenn sie mir (weiterhin nicht) nicht gefallen.

Ich versuche weiter und immer wieder, herauszufinden, ob ich wirklich mit meinem Lebenslauf zufrieden sein kann. In den letzten Tagen hat mich ein unter der Überschrift „Klassismus“ in der „Zeit“ veröffentlichter Aufsatz von Vanessa Vu nachhaltig beschäftigt, in dem sie an ihre Leser*innen die Frage richtet, ob sie sich, wenn sie sozusagen „von unten“ aufgestiegen seien, ihrer Herkunft und Ursprünge schämen¹³⁹. Nicht nur die bisher über 230 dazu abgedruckten Antworten finde ich sehr interessant - ich frage mich selbst auch, was ich von meinem „Fall“ halten soll (und welche Aspekte es sind, die mich gelegentlich nicht beschämen, sondern ärgern und in manchen Punkten auch unzufrieden bleiben lassen).

Bemerkenswert finde ich an den veröffentlichten Antworten, dass bei ihnen *Status und Bildung* fast gleichgewichtig nebeneinander stehen; für die Herkunft schämen sich noch die wenigsten (es kommt sogar vor, dass sich solche Menschen schämen, die aus „besseren Verhältnissen“ kommen). Das gilt auch für diejenigen, die aus Flüchtlingsfamilien der Kriegs- und Nachkriegszeit stammen. Ich habe vor, diese Antworten wenn möglich auszudrucken und sie genauer auszuwerten (ich füge das, wenn ich es schaffe, diesem Text an). Bemerkenswert ist

¹³⁸ Ich meine damit Veröffentlichungen, Verwendungen in Veranstaltungen und öffentlichen Äußerungen usw. In meiner Zeit als Professor war das oft ziemlich schlimm: Ich klopfte alle Themen, die mich interessierten, daraufhin ab, ob ich sie in das Schema der 14 Vorlesungen pro Semester hineinzwängen könnte

¹³⁹ Vanessa Vu: „Klassismus - Schämen Sie sich für ihre soziale Herkunft? Wer arm aufwächst, hatte nicht nur weniger Geld. Viele kämpfen auch mit Scham und Vorurteilen. Welche Erfahrungen haben Sie gemacht? Erzählen Sie uns Ihre Geschichte.“ In der Zeit vom 15. 08. 2020, aktualisiert am 22. 08. 2020. Manchmal nur für Abonnenten vorbehalten, ab und zu aber auch freigeschaltet.

auch, dass diese Frage offenbar eher die „Wessis“ als die „Ossis“ umtreibt - aus meiner Sicht ein später Triumph für die DDR.¹⁴⁰

¹⁴⁰ Flüchtlingskinder und ehemals in der DDR Verfolgte, Inhaftierte, dann Freigekaufte und ähnlich vom politischen Schicksal Beschädigte (und natürlich auch Traumatisierte) empfinden und argumentieren anders - wie zu erwarten war. Auch das verdient eine besondere Beachtung und Interpretation.

